Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 8 (1930-1931)

Heft: 5

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

VIII. Jahrgang, Heft 5 — Oktober 1930

Preis der Einzelnummer Fr. —.80 Jahresabonnement Fr. 7.50

REDAKTION: Hans Vonwyl, Zimmer 2, Universität Zürich
VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

ZUR FRAGE DES ZÜRCHER HOCHSCHULSPORTPLATZES

Zürich ist eine Hochschulstadt mit etwa dreitausend Studenten (Universität und E.T.H.), für unsere Stadt eine nicht zu unterschätzende Zahl von gewisser Bedeutung. Jedermann wird ohne weiteres zugeben, daß zur ausgiebigen, heute stark beanspruchenden geistigen Arbeit für jeden ernsthaft studierenden Hochschüler eine gut geleitete Körperpflege das Gegengewicht bildet.

Vorerst stellen wir einmal die Frage: Was für Möglichkeiten, die nötige Körperpflege zu betreiben, stehen dem Neueingetretenen an unseren Hochschulen zur Verfügung, nachdem er in der Mittelschule regelmäßig pro Woche zwei Turnstunden genossen hat? Leider muß man feststellen, und beinahe ist es zur Tradition geworden, daß der Hochschüler von sich aus herzlich wenig unternimmt. Aber die Frage: „Warum ist es so?" wird hier die primäre Rolle spielen. Einmal fehlt es unbedingt an geeigneten Gelegenheiten, die nur einen Teil der 3000 Studierenden umfassen können. Auch wollen wir nicht um die Beweiserbringung eines Bedürfnisses herumgehen, aber um gerecht zu bleiben, sei erlaubt, zu fragen, ob die Primar-, Sekundar- und Mittelschüler auch den Beweis der Notwendigkeit einer gesunden körperlichen Betätigung zu erbringen hatten. Wir glauben wohl nicht, sondern man stellte ihnen auf Grund rein sachlicher Überlegung die Lehrkräfte und Anlagen zur Verfügung.

Betrachten wir nun ganz kurz einige Möglichkeiten, die den Studierenden zur Verfügung stehen. Neben den Studentin-

nen-, Studenten-Turnvereinen und Hochschul-Sportvereinen, deren Mitglieder im Verhältnis zu der großen Zahl Studierender einen nicht besonders großen Teil darstellen, haben die Hochschüler seit acht Semestern Gelegenheit, ein praktisches Training (pro Woche eine Stunde für Anfänger und eine Stunde für Fortgeschrittene) als Vorlesung zu belegen. Dieses Training, sowie auch die Übungen der studentischen Turn- und Sportvereine finden in den Kantonsschul-Turnhallen statt. Diese Hallen und die Platzanlage, die in sportlicher und hygienischer Hinsicht — ganz sachlich erwogen — den heutigen Anforderungen nicht mehr genügen, sind noch belegt durch: Alte Sektion (traditionsgemäß), Lehrerturnverein, Lehramtsschule der Universität, Offiziersgesellschaft, Mittelschulspiel- und Sportabende, Kantonsschulturnverein und die schon erwähnten Hochschulturn- und Sportvereine und Verbindungen. Die Belegung dieser zwei Hallen der Kantonsschule, die ohnehin schon durch diese selbst weit überlastet sind, indem tagsüber meistens zwei Klassen Mittelschüler in einer Halle ihren Unterricht erhalten und den Studenten dadurch keine Gelegenheit geboten ist, in den Freistunden gesunde Körperpflege zu treiben, bringen allein schon den Beweis der Notwendigkeit einer zentral gelegenen Anlage. Als Beispiel sei auf folgende Tatsache hingewiesen: in dieser oberwähnten Vorlesung, die als praktisches Training durch einen hiesigen Mittelschulprofessor und P. D. für Leibesübungen an der E.T.H. geleitet wird, finden sich öfters bis über 80 Hochschüler ein, weshalb wohl jeder die Notwendigkeit eines Körpertrainings unter den Akademikern einsieht, aber hier kann nicht jeder im gewünschten Maße auf seine Rechnung kommen, weil dem einzelnen nicht mehr entsprochen werden kann. In Gruppen von höchstens 20—30 ist es dem Leiter noch möglich, sich des einzelnen einigermaßen anzunehmen, bei einer Anzahl bis über 80 aber ist es für den Lehrer außerordentlich schwer, dem Teilnehmer persönlich zu helfen, um ihm nur die nötigste Anleitung für seine Körperausbildung angedeihen zu lassen.

Die Frage nach dem Bedürfnis einer Hochschulübungsanlage hängt d u r c h a u s nicht von der Zahl der jetzt sporttreibenden Studenten ab, was eine ganz untergeordnete Rolle

spielt, sondern vielmehr von der allgemeinen Notwendigkeit und Weitsicht, die eine gesunde Körperentwicklung der Akademiker im Interesse des Staates darstellt.

Anderseits kann und will auch nur ein kleiner Teil der Akademiker sich intensiv mit Sport im Sinne von Wettkampfsport betätigen, da diese Leute zwei bis dreimal 1—2 Stunden zuzüglich der Zeit des Weges nach dem meist entfernten Sportplatz opfern müssen. Wir dürfen nicht außer acht lassen, daß sich ein nicht zu unterschätzender Teil das Studium, teilweise oder gar ganz, selbst verdient. Heute, wo überall rationalisiert und eingeteilt wird, spielt die Zeit und deren richtige Einteilung auch für den Studierenden eine ganz bedeutende Rolle. — Diese angeführten Tatsachen allein rechtfertigen schon die geplante Übungsanlage durchaus.

Zusammengefaßt, wir brauchen gar nicht ein großartig angelegtes Stadion, das weit entfernt ist, sondern eine einfache, den heutigen Bedürfnissen gut angepaßte Übungsanlage für Sommer und Winter, die für den einzelnen auch in seinen Zwischenstunden leicht erreichbar ist. Zur Förderung unserer höchsten Bildungsstufe im Interesse der Allgemeinheit wird nach diesen Überlegungen als absolut notwendig betrachtet:

1. Eine Übungsanlage, wie sie die Stadt in weitsichtiger Weise in Aussicht gestellt hat.
2. Geeignete Sportlehrer.
3. Vorlesungen, die den Schülern der höchsten Bildungsstufe über den Zweck des körperlichen Trainings Aufschluß geben.
4. Einräumung der nötigen Zeit für gesunde Leibesübungen an allen Fakultäten und Abteilungen.

In verdankenswerter Weise, was die Studentenschaft auch richtig einzuschätzen weiß, haben unsere Lehrer und unsere hohe Behörde diese Bedürfnisse bereits eingesehen und auch das Nötige veranlaßt, um diese Fragen zu prüfen.

* * *

Lieber Kommilitone!

Der Fragenkomplex „Hochschüler und Sport", und Sport im allgemeinen beschäftigte uns Akademiker, sowie die „Aka-

demische Sportkommission beider Hochschulen" in letzter Zeit außerordentlich, besonders deswegen, weil wir Aussicht haben, einen Platz schenkungsweise von der Stadt zu erhalten. (Damit ist nur der Grund zum Bau einer solchen Anlage gemeint.) Unsere Behörden haben trotz den verschiedenen Verneinungen der Notwendigkeit einer Übungsanlage für Hochschüler, die in der öffentlichen Presse, allerdings meistens von unberufener und unsachlicher Seite aus erschienen sind, die Unerläßlichkeit der Körperpflege für Hochschüler eingesehen. Aber mit der Einsicht und der Notwendigkeit allein ist es noch nicht getan.

Was wird man von uns verlangen? Eine Übungsanlage wird man uns nicht ohne weiteres errichten, jedenfalls nicht nur allein um uns ein Gegengewicht zu unserer geistigen Arbeit zu verhelfen. Nein, von uns Akademikern verlangt die Öffentlichkeit, unser Volk weit mehr. — Betrachten wir den Sport von heute in aller Kürze und in seiner Realität, wie er vor uns steht. Er stellt sich vorwiegend als das dar, was wir heute in der Arena sehen und was wir in der Tagespresse vernehmen, die in ihren Sportseiten nicht zu kurz gehalten ist: als ein Rennen nach Rekorden und als die Sucht, in den Rekorden eine Wiedergabe physisch - geistiger Fähigkeiten zu demonstrieren. Die der Öffentlichkeit zugekehrte sportliche Betätigung zeigt sich als Professionalismus. Was daraus gemacht wird, ist nichts als ein gutes Geschäft, das den Zuschauer mehr zu Wetten und Nervenreizen, als zu anspornender ähnlicher Betätigung anfacht. Sehen wir den mächtigen Zustrom zu den Stadien und Sportplätzen, so müssen wir, als geistige und kulturelle Arbeiter am Volksganzen, uns sicher fragen, ob dieser Sport noch volksgemeinschaftliche und kulturelle Aufgaben erfülle.

Hier sehen wir die Krise und letzten Endes auch den Untergang des sogenannten Sportes. Die Vergeschäftlichung des Sportes täuscht somit einen Höhepunkt vor, die Realität zeigt, uns aber nur die Vernichtung des Sportgedankens durch den Professionalismus ankündet. Auf diese Weise geht die volkserzieherische, kulturelle Aufgabe des Sportes verloren. Nur eine beinahe übermenschliche Sammlung aller Energien kann

den Rekordbeteiligten zu seinem Ziele führen, dadurch wird aber seine Körperpflege zu seinem einseitigen Beruf und zu Selbstzweck herabgewürdigt. Das ist der Grund, warum auch Akademiker und Intellektuelle sich dem Sport entzogen haben. Dem Sport muß eine lebendige Idee zugrunde liegen, das heißt, er soll geistig fundiert sein. Auf einer solchen Basis aufbauend, werden wir für das Volksganze Großes erreichen können.

Lieber Kommilitone!

Unsere Aufgabe wird es also sein, den Sportgedanken zu einem lebendig beseelten zu erheben. Dieser Auftrag wird nicht so leicht auszuführen sein; aber eisener Wille und vereinte Energie wird uns dabei helfen. In diesem Sinn und Geiste wollen wir eine Übungsanlage erbitten, die eine absolute Notwendigkeit für uns darstellt. Als Beispiel hoffen wir unseren Vaterlandsgenossen, denen wir als geistige Führer dienen dürfen, voranzugehen, dann werden sie auch begreifen, wozu wir eine solche Anlage benötigen.

Platz der beseelten, lebendigen Körperpflege, dem gesunden, ehrlichen Wettkampf, aber auch Kampf den Auswüchsen, und nicht zuletzt Einsetzen für unsere berechtigten Ansprüche!

Und nun, werter Kommilitone, gelangen wir zum persönlichen, zu Dir selbst mit der Frage: Was tust Du im kommenden Semester? Hast Du Dir die zwei Stunden pro Woche für Körperpflege auf Deinem Stundenplan reserviert und eingetragen? Die einseitige geistige Arbeit verlangt eine harmonische Kompensierung Deiner Energien. Dies möchten wir besonders den neu immatrikulierten Maturanden nahelegen, die es später sicher bereuen würden, wenn sie nach Abschluß der Mittelschule die Pflege Ihres Körpers vernachlässigten. Bedauerlicherweise können wir Dir noch keine eigene Übungsanlage und eigene Lehrer zur Verfügung stellen, aber wir hoffen, daß in absehbarer Zeit auch dieses Postulat sicher noch verwirklicht werde. Was wir aber benötigen, das ist Deine Mitarbeit; Deine Tat soll unsere Forderungen rechtfertigen. Ich verweise nochmals auf den Hochschulsportverein, der auch

im Winter ein Körpertraining in der Pfauenturnhalle durchführt und weiter auf die Vorlesungen von Herrn Prof. Dr. K. Mülly, P. D. für Leibesübungen an der E.T.H., der sich schon eine ganze Reihe von Jahren diesen Fragen widmet und der nebst einer theoretischen Vorlesung in der E.T.H. auch zwei praktische Trainingsstunden in der Pfauenturnhalle durchführt.

Melde Dich daher unverzüglich, entweder bei einem Mitglied der akademischen Sportkommission oder im Zimmer 2 der Universität, wo Dir jede weitere Auskunft erteilt wird.

Für die Akad. Sportkommission:
Biedermann, phil. II.

ZU SCHÖN, UM WAHR ZU SEIN!

In Heft 4 des „Zürcher Student" beschäftigt sich Fritz Egg, jur., vom sozialistischen Standpunkte aus mit den geistigen Auseinandersetzungen im Lager der freisinnig orientierten Studenten. Er kommt zu dem lediglich durch Einfachheit, sonst aber durch nichts bestechenden Schluß, die ganze Frage könne dadurch gelöst werden, daß wir in die sozialistische Partei, „die einzige Partei, die erstrebenswerte Ideale vertritt, die die Jugend für sich hat und die Zukunft", eintreten. Das ist zu schön, um wahr zu sein.

Die Rosinante, die Kommilitone Egg gegen den Freisinn geritten hat, besitzt einen kleinen Kopf, einen ungeheuren Leib und ein winziges Schwänzchen. Wenn wir diesen Gaul näher betrachten, können wir ihn ohne Schaden von vorn nach hinten ansehen, oder von hinten nach vorn. Fangen wir mal hinten an.

Lesen wir die letzten drei Sätze des Aufsatzes, so müssen wir annehmen, der Verfasser sei überzeugt, daß wir nur unter Verschacherung unserer Ideale, gewisser Vorteile willen, von der Familientradition gedrängt und aus Mangel an Mut uns dem Freisinn anschließen könnten. Ich glaube, es wäre eine Herabwürdigung der akademischen Leserschaft, ihr eine ausführliche Widerlegung jedes einzelnen Argumentes vorkauen zu wollen. Wir wollen lieber zugunsten von Kommilitone Egg annehmen,

er hätte mit dem Schreiben des Artikels sehr pressieren müssen, oder er hätte ihn in tiefer Nacht verfaßt, oder er hätte an den jedem Artikelmann bekannten Schwierigkeiten gelitten, einen passenden Schluß zu finden. —

Der große mittlere Abschnitt, der überfütterte aufgeblähte Leib der Rosinante, ist überfüllt von Angriffen gegen die freisinnige Politik, wirft ihr Angst vor grundsätzlichen Entscheidungen, reine Wahlstrategie, Sterilität, absolutes Fehlen von Ideen vor. In der Politik der letzten zehn Jahre sei kein einziger Punkt als Aktivum zu werten. — Man kann hier mit Recht sagen, weniger wäre mehr. Kommilitone Egg geht nach folgendem Denkschema vor: Er sagt sich: Was die Sozialisten wollen, ist fortschrittlich. Wer nicht für den Fortschritt ist, hat seine Existenzberechtigung verwirkt. Der Freisinn anerkennt das Programm der Sozialisten nicht. Ergo ist er reaktionär, wert, unterzugehen. — Der Zirkelschluß ist fertig, Münchhausen zieht sich an seinen eigenen Haaren aus dem Sumpf heraus.

Gibt es denn heute überhaupt nichts mehr als Sozialpolitik? Sind nicht beispielsweise die Revision der Alkoholgesetzgebung, die Ordnung der Getreidefrage bemerkenswerte Leistungen, an denen doch die Bürgerlichen kräftig mitarbeiteten? Ist es nichts, die Armee auf einer anständigen Höhe zu halten? (Flugzeugkredit, leichte Maschinengewehre!) Oder wurde das größte Werk der Nachkriegszeit, auf dem aller andere Fortschritt überhaupt fußt, die Sanierung der Finanzen von Bund, Kantonen und Gemeinden nicht im wesentlichen unter bürgerlicher Führung, in Zürich sogar gegen heftige sozialistische Opposition, durchgeführt und die Lasten vorwiegend auf den Besitz abgeladen? Vielleicht hält sich Herr Egg auch einen Augenblick vor Augen, daß die bürgerlichen Parteien schon eine Sozialpolitik betrieben, die sich durchaus sehen lassen durfte, bevor die sozialistische Partei nennenswerten Einfluß besaß, ja, bevor es Sozialisten in der Schweiz gab, und daß jene Kantone auch in der Sozialpolitik am weitesten vorangeschritten sind, in denen die Arbeiter vorwiegend auf nationalem Boden stehen (Glarus und Appenzell A.-Rh.),

wo kein Klassenkampfgeschrei ertönt und daher fruchtbares Zusammenarbeiten noch möglich ist.

Damit soll keineswegs behauptet werden, wir seien mit der Politik der freisinnigen Partei restlos einverstanden. Die lebhafte Kritik beweist das Gegenteil, eine Kritik, wie sie im sozialistischen Lager wohl kaum geführt werden dürfte. Aber immerhin, wenn so dick aufgetragen wird, wie es in dem Aufsatz von Egg geschehen ist, so muß doch etwas abgekratzt werden.

Nun preist aber Kommilitone Egg den Sozialismus als eine Bewegung, die Ideen, Schwung, Zukunft und redliches Streben besitze. Wir bürgerlichen Studenten sehen sie in ganz anderem Licht. Die sozialdemokratische Partei ist vor allem eine Interessenpartei der Industriearbeiter (lies: der Arbeitersekretäre!), analog der Bauern- oder Gewerbepartei. Sie gibt sich aber als alles mögliche aus: Dem einfachen Arbeiter präsentiert sie sich als biederer Anwalt des armen Mannes. Dem Halb- oder Ganzintellektuellen will sie sich als Trägerin einer historischen Mission darstellen, die eine ganz neue Gesellschaftsordnung bringe. Arbeitern gegenüber, die dem Kommunismus zu verfallen drohen, spielt sie sich als ebenso wildrevolutionäre, aber klügere und gerissenere Partei auf, als die Moskowiten es sind. Mit dem Spießer teilt sie die Entrüstung über die Bedrängnis des kleinen Mannes. Dem Arbeitslosen hilft sie wettern über die Rationalisierung, und die Öffentlichkeit belehrt sie, der Druck der Gewerkschaften sei die wichtigste treibende Kraft für den industriellen Fortschritt. Ihr marxistisches Programm ist, je nach Bedarf, das eine Mal heilige Überzeugung und das andere Mal bloße Fassade. Von der jämmerlichen Haltung in der Frage der Landesverteidigung gar nicht zu reden, wo derselbe Mann Reden gegen den Flugzeugkredit halten und in der „Roten Revue" erklären kann, an eine isolierte Abrüstung sei nicht zu denken.

Mit einem Wort: Die sozialistische Partei geht mindestens ebenso skrupellos auf den Stimmenfang, wie jede andere; ihre Politik ist von gewöhnlicher Wahlstrategie nur mit äußerster Mühe zu unterscheiden; um einiger Stimmen willen verspricht sie das Blaue vom Himmel herunter, und ihre Geschicklichkeit,

ihre Ansichten stets blitzschnell der ihrer Kunden anzupassen, stellt selbst die des geschäftstüchtigsten Kaufhausbesitzers weit in den Schatten.

Und was hat sie geleistet dort, wo sie die Mehrheit hat? Ein bißchen Sozialpolitik, ein bißchen Unterstützung des genossenschaftlichen Wohnungsbaus, die Polizei in neue Uniformen gesteckt und dergleichen, alles aus dem Geld der steuerstarken, so viel verfluchten freien Wirtschaft, und im übrigen so ziemlich alles beim Alten gelassen. Von tiefergehenden Reformen keine Spur. Kein Gedanke von Erfüllung des hochtönenden Programms.

Der Sozialismus in Aktion vermag uns nicht anzuziehen. Können wir uns für die Wahlstrategen des Freisinns nicht begeistern, so ist es absurd, zu glauben, wir würden blindlings denen auf der andern Seite verfallen. Oder wo in der ganzen Welt hat der Sozialismus wirklich eine neue Gesellschaft zu schaffen vermögen? England knüppelt die Inder nach wie vor, in Deutschland ist die Revolution in einen schwunglosen Lohnkampf ausgelaufen (nach Noske) und in Bureaukratismus erstarrt, in Österreich und Italien haben sozialistische Unordnung und sozialistischer Terror die Reaktion auf den Plan gerufen, und alle drei Völker sind innerlich zerrissener als je. Wie sollte unsere Gruppe sich für derartige Aussichten begeistern können, da wir gerade die nationale Zerrissenheit besonders schmerzlich empfinden?

Aber auch das im Parteiprogramm festgelegte Endziel der Sozialdemokratie ist nicht das, was wir suchen. Es stellt nur eine etwas andere Situation in Aussicht; nur eine Situation, keine geistige Disziplin, keinen neuen Geist, keine die Zersplitterung überwindende führende Idee, sondern es treibt die Atomisierung des Volkes noch weiter. Die allgemeine Hebung und Sicherung des Existenzniveaus ist recht und gut und wir wünschen sie ebenfalls, aber eine Partei, deren letztes Ziel dies ist, wird uns keinen Schritt näher locken.

Sie irren sich, Kommilitone, wenn Sie, wie Sie einleitend ausführen, glauben, die Frage drehe sich darum, ob wir uns „rechts oder links anschließen" sollen. Wenn Sie das meinen, haben Sie die Artikel unaufmerksam gelesen und in den Diskus-

sionen überhört, welche Untertöne mitschwingen, und Sie haben nicht verstanden, was mit den oft unklaren, aber ehrlich gefühlten Voten gemeint war. Ganz gleichgültig, ob die einzelnen in der politischen Gruppe zu den Resolutionen ja oder nein stimmten, sie waren sich einig in der Ablehnung bloßer Taktik und der Atomisierung des Volkes, gleichviel, komme sie nun von links oder von rechts. Die Betonung der nationalen Einigung, die Beseitigung des Klassenkampfes und die Diskussion über die Mittel und Wege dazu waren weder Phrasen, noch steckte die Absicht dahinter, die Arbeiterrechte hinterlistig zu schwächen. Sie waren vielmehr der Ausdruck des Verlangens nach einer geistigen Erneuerung des politischen Lebens. Diesem Streben durch den Übertritt in eine andere Partei, die, was geistige Primitivität anbelangt, mit siegesfroher Zuversicht die Konkurrenz mit jeder andern ruhig aufnehmen kann, genügen zu wollen, ist ein geradezu komischer Gedanke, dessen lächelnde Ablehnung selbstverständlich ist. Geistige und ethische Erneuerung wird nicht erreicht durch einen bloßen Stellungswechsel, und daß diese geistige und ethische Erneuerung das einzige Ziel ist, für das zu kämpfen wir für wert erachten, das wird, trotz allen Differenzen im einzelnen, jeder zugeben müssen, der ernstlich den Auseinandersetzungen gefolgt ist.

Ernst Geier, oec.

BÜLOWS DENKWÜRDIGKEITEN

Auf dem internationalen Büchermarkt ist soeben ein Monumentalwerk erschienen, das sich seinen Platz in der unvergänglichen Weltliteratur nicht erst erobern muß, dessen Erscheinen man allüberall mit beinahe fieberhafter Spannung entgegen sah, und das nunmehr, kaum daß es öffentlich zugänglich ist, auch schon in allen Ecken der Welt ein gewaltiges Rauschen und Raunen auslöst: die „Denkwürdigkeiten" des ehemaligen deutschen Reichskanzlers Fürsten von Bülow sind es, denen zu wünschen ist, daß jeder Akademiker, der sich für Politik und andere öffentliche Dinge von internationaler Bedeutung interessiert, sich eingehender mit ihnen befasse.

Wir gehen wohl nicht fehl mit der Behauptung, daß der Inhalt dieses machtvollen Werkes, durch dessen Abfassung die Persönlichkeit des Fürsten Bülow sich erst zu der Größe auswuchs, in der sie nun abgeschlossen vor uns steht, in der Welt der Diplomaten und Politiker eine ähnliche, dazu vielleicht anhaltendere Sensation hervorrufen werde, wie vor Jahresfrist der schmale Roman Remarques beim alltäglichen Leserpublikum.

* * *

Memoiren im Sinne anderer Völker sind in Deutschland selten. Goethes „Dichtung und Wahrheit", Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" gehören der Weltliteratur an, sind aber keine Memoiren. Die „Denkwürdigkeiten" des Fürsten Bülow, die nunmehr nach dem Heimgang des Verfassers der Öffentlichkeit übergeben werden, sind von ihm, der die Memoirenliteratur Frankreichs und Englands beherrschte, als Memoiren im eigentlichen Sinne des Wortes gedacht. Sie bringen nur Selbsterlebtes, Selbstgehandeltes. Nur Vorkommnisse und Personen, mit welchen den Verfasser sein langes und erfolgreiches Leben in Berührung gebracht hat, werden behandelt. Philosophische und historische Betrachtungen finden sich nur da, wo sie an den eigenen Lebensinhalt anknüpfen. Der Verfasser, sein Handeln und Erinnern steht im Mittelpunkt des Werkes.

Der Subjektivismus, von dem die „Denkwürdigkeiten" des Fürsten getragen sind, strebt vor allem und über alles hinweg nach absoluter Richtigkeit der Darstellung, nach Gerechtigkeit und Objektivität des Urteils über Menschen und Geschehnisse. Seinem innersten Wesen entsprechend war er bemüht, kein Wort zu schreiben, keine Urteile zu fällen, keine Handlung zu bewerten, ohne von der Richtigkeit des Gesagten überzeugt zu sein. So sehr wünschte Fürst Bülow seinen „Denkwürdigkeiten" den Stempel der Wahrheit und Gerechtigkeit aufzudrücken, daß er allem Drängen seiner politischen Freunde und Verehrer zum Trotz zähe auf dem einmal gefaßten Beschluß beharrte, seine Memoiren erst nach seinem Tode veröffentlichen zu lassen. In diesem Verzicht auf augenblicklichen Erfolg, in dieser Zurückstellung jedweden materiellen Interesses erblickte er die einzige sichere Bürgschaft für

die von ihm erstrebte Unabhängigkeit seines Urteils. Er wollte schreiben, wie er dachte, die Menschen beurteilen, wie er sie sah, gleichgültig, ob es sich um Souveräne oder diplomatische Kollegen handelte. Er wollte nicht durch Rücksichten persönlicher Art, gegen wen immer es sei, gebunden sein. Die Welt, in die das Leben ihn gestellt, das Wirkungsfeld, das Gott ihm anvertraut hatte, es sollte sich den späteren Geschlechtern so darstellen, wie er es sich von hoher Warte in seinen Gedanken zurechtgelegt und ausgebaut hatte. In voller Unabhängigkeit seiner Gesinnung wollte er es der Nachwelt überlassen, über ihn zu urteilen, zu stolz, um sich selbst verteidigen zu wollen. Der Fürst war zu alt geworden, er war zu abgeklärt, um jedes seiner Urteile, jede seiner Meinungen für unanfechtbar zu halten, und hätte daher jedem Widerspruch, den sein Werk, falls es bei seinen Lebzeiten veröffentlicht worden wäre, gefunden hätte, mit Ruhe entgegengesehen. Was er aber aus innerstem Herzen wünschte, war, daß die Welt an die Aufrichtigkeit und Überzeugungstreue seiner Darstellung glaube. Dafür schien ihm die posthume Veröffentlichung die sicherste Bürgschaft zu bieten.

Dem Streben des Fürsten nach bestmöglicher Richtigkeit und absoluter Wahrhaftigkeit entsprach die Gewissenhaftigkeit, die er auf die „Denkwürdigkeiten" verwandt hat. Er war sein ganzes Leben gewohnt gewesen zu diktieren, und dem in seinem Arbeitszimmer Aufundabschreitenden formten sich die Sätze für die Niederschrift seiner Erinnerungen mit gleicher Mühelosigkeit, wie der Redner Bülow in drei Parlamenten mit sicherer Leichtigkeit seine glänzenden Perioden aneinanderzureihen gewußt hatte. Trotz dieser angeborenen Leichtigkeit geistigen Schaffens hat Fürst Bülow fünf Jahre auf das Diktat des Textes und drei weitere Jahre auf die sorgfältige, mühevolle Überprüfung des Textes verwendet. Die Bismarck'sche Arbeitsschule, in welcher der junge Attaché, der Sekretär des Berliner Kongresses, aufgewachsen war, zeigte sich auch im hohen Alter noch nachhaltig und wirksam. Kein Name, kein Datum, kein Zitat, das nicht mehrmals durch Nachschlagen verifiziert, kein Satz, der nicht wieder und wieder sorgsam abgewogen und gefeilt worden wäre. Das außerordentlich starke

Gedächtnis des Fürsten, das ihn über die Amtszeit hinaus bis ins hohe Greisenalter begleitet hat und nicht nur geschichtliche Persönlichkeiten und Ereignisse, sondern auch bedeutsame Zitate aus der Gedankenwelt aller zivilisierten Nationen in ihm aufgespeichert hatte, unterstützte das Werden des Werkes in hohem Maße. Material im eigentlichen Sinne des Wortes lag wenig vor, besonders Briefe in nur geringer Anzahl. So scharf und sicher aber war sein Gedächtnis, daß wiederholt Stellen aus Briefen oder Aufzeichnungen, für die anfangs eine schriftliche Unterlage nicht vorhanden gewesen war, sich bei deren späterem Auffinden nicht nur dem Sinne nach, sondern fast wortgetreu wiedergegeben erwiesen.

Die „Denkwürdigkeiten" umfassen die Zeit von etwa 1850 bis 1919, enden also mit dem Zusammenbruch Deutschlands. Zwei Bände sind dem Werdenden und der glänzenden Laufbahn gewidmet, die ihn 1897 zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes in Berlin führte, drei Bände dem selbständig Handelnden, der zunächst drei Jahre unter dem Fürsten Hohenlohe die auswärtige Politik Deutschlands und 1900 bis 1909 die Gesamtpolitik des Reiches leitet. Auf dem Gebiet der äußeren Politik ist Höhepunkt die bosnische Krise 1908/1909, die mit einem glänzenden diplomatischen Erfolg Deutschlands abschließt. Höhepunkt der inneren Politik sind die Reichstagswahlen 1907, die zu einer vernichtenden Niederlage der Sozialdemokratie führen und einer Politik der Evolution die Wege ebnen sollten, auf denen der Fürst das politische Leben des deutschen Volkes behutsam zu modernisieren und parlamentarisch auszugestalten dachte. Dies weitgreifende Programm, zu groß angelegt, um zur Zeit seiner Inangriffnahme von der deutschen Tagespolitik verstanden zu werden, erfuhr durch Bülows Rücktritt 1909 seinen jähen Abschluß. Die Tragik, die über den Geschicken des deutschen Volkes liegt, brachte es mit sich, daß der Nachfolger des Fürsten, Bethmann Hollweg, es als sein Programm verkünden konnte, Deutschland und Preußen nicht in das Lager des Parlamentarismus verschleppen zu lassen. Im letzten Band spricht Bülow der Spectator, der aus der Bethmannschen Zauderpolitik Wolken banger Sorge emporsteigen sieht. Absoluter Gegner der Fatalitätstheorie

und im Bismarck'schen Geist ebenso entschiedener Gegner prophylaktischer Kriege, prüft er die Entstehung des Weltkrieges mit der überlegenen Weisheit eines in der Schule von vier Jahrzehnten politischer und diplomatischer Tätigkeit geschärften Geistes. Aus der These, daß weder Kaiser Wilhelm II., noch die deutsche Regierung, noch das deutsche Volk den Krieg gewollt, daß aber die unfähige politische Leitung Deutschlands im Jahre 1914 die Nation am Gängelband Österreichs in den unheilvollsten aller Kriege verstrickt habe, klingt jene Unternote tiefen vaterländischen Schmerzes, die zeigt, wie bitter schmerzlich es dem Fürsten war, tatenlos all das Unheil um sich vollenden zu sehen.

Das vertraute Verhältnis, in dem Fürst Bülow zu Kaiser Wilhelm II. stand, brachte es mit sich, daß beider Meinungen und Ansichten öfter gegeneinanderstießen, als dies zwischen Souverän und Minister der Fall zu sein pflegt. Wenn die „Denkwürdigkeiten" des Fürsten Bülow sich wieder und wieder mit dem Kaiser beschäftigen, so liegt dies in der Intimität ihres langjährigen freundschaftlichen Verhältnisses begründet. Trotz aller Schwierigkeiten aber, die Kaiser Wilhelm II. durch Unbesonnenheit und Taktlosigkeit dem Fürsten Bülow auf außer- und innerpolitischem Gebiet bereitet haben mag, trotz des erregten Widerspruchs, den manche übermütige Geste des Kaisers bei der gesamten Nation hervorrief, trotz des vielen, was der Fürst mit geschickter Hand, ungewußt von der Öffentlichkeit, in der Stille zugunsten seines kaiserlichen Herrn auszugleichen und abzubiegen gehabt hat, ist das Urteil Bülows über den Kaiser nie bitter oder ungerecht. Wenn er den Souverän auch oft rügen und tadeln muß, so wird er doch immer der bedeutenden Persönlichkeit und den menschlich schönen Seiten gerecht, und auch da, wo sein Urteil sich zu ernster Sorge verdichtet, zeigt es sich mehr von freundschaftlichem, ja fast väterlichem Empfinden diktiert als vom Geist der Kritik. Diese Betrachtungsweise ändert sich auch nicht, wenn sie an die Darstellung der Katastrophe von 1918 und der Ereignisse, die sie vorbereiteten, herantritt. Die Sorge um Kaiser und Dynastie, die bis dahin überwogen hatte, wird abgelöst durch

die noch größere Sorge um das Geschick des deutschen Volkes, um die Zukunft, um die Nation.

Nichts aber, was auch immer Deutschland im Zusammenbruch und nach dem Frieden von Versailles an bitterem Leid erfahren haben mag, vermochte den jugendstarken Optimismus zu hemmen, mit dem der weise alte Mann in die Zukunft Deutschlands sah. Wie sein Urteil über den Zusammenbruch des alten Systems und die Mängel, die ihn verschuldet hatten, gerecht und objektiv war, so zeigt sich auch seine Beurteilung des neuen Deutschlands, bei aller Schärfe, mit der dessen Schwächen gegeißelt werden, von überzeugtem Hoffen auf eine größere und glücklichere Zukunft diktiert. Was er all die Jahre hindurch innerlich litt, in denen er das Schicksal der Nation den schwachen Händen eines Bethmann, den zaudernden eines Michaelis, den kraftlosen eines Hertling und zuletzt den kranken eines Prinzen Max von Baden anvertraut sehen mußte, während im Feindesbunde Staatsmänner von der außergewöhnlichen Energie und Tatkraft eines Clemenceau, eines Lloyd George ihre Völker im Geiste des Widerstandes erhielten und mit zielbewußter Zähigkeit zum Enderfolg führten, das klingt in knapper Klarheit aus einem Satz der „Denkwürdigkeiten". Es ist eine Episode aus Herodot erwähnt. Der Fürst liebte es, die Geschehnisse seiner Zeit an der Geschichte, der großen Lehrmeisterin der Menschheit, zu messen, und schöpfte hierbei mit besonderer Vorliebe aus den ihm von früher Jugendzeit wohlvertrauten großen Griechen. Ein hochstehender Perser, wenige Tage vor der Schlacht von Platää befragt, warum er seinen Feldherrn Mardonius nicht vor einer großen, von ihm klar erkannten Gefahr warne, erwidert dem ihn fragenden Griechen: es gebe auf der Erde keinen größeren Kummer als den, Einsicht zu besitzen, nicht aber die Macht.

„Dieser größte Kummer war mir beschieden", mit diesen Worten schmerzlicher Tragik zieht der Fürst das Fazit seines großen politischen Lebens. **F. v. St.**

VADEMECUM FÜR EINEN SCHLECHTINFORMIERTEN

Wir sind Ihnen sehr erkenntlich, Herr Nelz, für Ihr freundliches Interesse an unserer Zukunft; geistreiche Sprüche, die zur Klärung der Lage dienen, sind immer willkommen.

In der Tat stehen wir unter dem schaurigen Säbel des Damokles und wissen nie, wann es ihm herunterzurasseln beliebt. Das heißt: er kam schon einige Male herunter; das schlimmste dabei war nur, daß er uns nicht gleich erledigte, sondern erst jämmerlich zurichtete. Es ist also leicht erklärlich, daß wir von allen guten Geistern verlassen sind und uns vielfach selber das Leben absprechen, natürlich, wie das meistens geschieht, nur im Augenblick der größten Zerknirschung.

Leider, leider aber werden wir jedesmal bockig, wenn man uns aus undurchsichtigen Gründen strangulieren will; man ist ja punkto Abreise von dieser Welt oft inkonsequent und findet das Leben doch schön. Mit enormer Freude konstatieren wir deshalb, daß Sie mit sich reden lassen, indem Sie Ihren harten Spruch begründen. Wie schlimm es allerdings mit uns steht, sehen Sie daran, daß wir es nicht mehr als unter unserer Würde empfinden, mit Ihnen um eine verpfuschte Sache zu markten, statt hocherhobenen Hauptes in den Hanf hineinzuschlüpfen. Aber wir sind keine Helden mehr, wie weiland unsere Väter waren, sondern ziehen einen Maulkampf dem tragischen Untergang vor, auch für den Fall, daß der letztere doch kommt; nur komme er nicht aus dem Grund, wie Ihre Forderung will.

Wenn es sich heute um die Frage der Existenzberechtigung der theologischen Fakultät handelt, so liegt der Grund anderswo: Der Katholizismus und die protestantische Reformation hielten das Christentum für eine Kategorie, die sich prinzipiell unterschied von den Kategorien der sinnlich wahrnehmbaren Welt. Die Wissenschaft vom Christentum war also nicht zu vermischen mit andern Wissenschaften. Die theologische Fakultät hatte ihre in der Sache begründete Sonderstellung. Die Aufklärung mit ihren allgemein gültigen Vernunftwahrheiten und der Idealismus, der das Christentum in die allgemeine geistesgeschichtliche Entwicklung hineinstellte, und es nicht mehr supra-natural, sondern aus einer Idee heraus begriff,

hätten nun aufräumen können. Inzwischen kam aber die Reaktion, die das Rad zurückrollte. Die Folgezeit suchte die Gegensätze zu vereinigen, oder wandte sich der historisch-kritischen Untersuchung zu. Eine Synthese war unmöglich, und heute sind wir in der glücklichen Lage, entweder auf die Positionen des 4. nachchristlichen Jahrhunderts und der Reformation zurückzugehen, oder der Theologie Valet zu sagen und zur Philosophie abzuschwenken.

Was tun wir? Wir haben die Wahl zwischen einer historisch-allgemeinen Arbeitsweise, der das, was man gewöhnlich unter Christentum versteht — der Begriff ist sehr unbestimmt — und damit die Fakultät geopfert werden müßte, und auf der andern Seite einer Grundannahme, die eine christliche Auffassung fordert. Die Entscheidung scheint leicht. Was soll man aber zum Beispiel einem Phänomen wie Barth gegenüber tun, auch wenn man seine positive Seite — seine negative wird wohl nicht auf scharfen Widerstand stoßen — nicht anerkennen kann? Es ist sicher eine böse Zwickmühle, einem Ding, dem gegenüber man die Möglichkeit einer Eintaxierung als welthistorischen Humbug grundsätzlich gelten läßt, durch „dialektische Kritik" über dieses und ähnliche Urteile hinwegzuhelfen. Wer weiß, was es heißt, in Paradoxien zu denken, der sucht sich dem zu entziehen, denn es ist eine Tortur für den Geist und führt zu seiner Aufhebung. Welchen Weg wir unter diesen Umständen einzuschlagen versuchen, ist wohl ziemlich sicher, ohne daß man uns den Vorwurf der Oberflächlichkeit zu machen hat. Nur sind wir nicht von solchem Fortschrittseifer beseelt, daß wir von heute auf morgen die Fakultät aufheben würden, um an deren Stelle das fortschrittlich Bessere zu stellen. Derartige Illusionen über die bessere Zukunft haben wir uns aus dem Kopf gesetzt. Es ist allerdings mehr als zweifelhaft, ob nicht auch in einer undogmatischen Religion oder Religiosität der Widerspruch im Hintergrunde lauern würde. In diesem Falle gäbe es keinen Ausweg mehr, und die Selbstaufgabe des Menschen wäre unvermeidlich. Vorläufig sind wir aber keine Hegel'schen Auguren, die die Zukunft lesen, so daß wir uns heute schon nach der späteren Entwicklung einrichten könnten. Individuelle Schöpfungen sind

nicht im voraus zu berechnen, und es ist auch nicht anzunehmen, daß sie von heute ab in der theologischen Fakultät versiegen werden, so daß man diese schließen könnte. Es ist nicht so, daß die Fakultät die ihr gemäße Methode bestimmte, es könnte auch der Fall sein, daß irgend ein System der Gegenwart oder Zukunft, das auf allgemeinen Begriffen basiert, trotzdem eine theologische Fakultät verlangte. Wir haben keinen fertigen Maßstab für die Geistesgeschichte, wir können sie nicht konstruieren; die Zukunft ist Wagnis, Versuch und persönliche Tat, die zwar von der Gegenwart ausgeht, aber nicht restlos von ihr zu erklären ist. Wir müssen von Fall zu Fall entscheiden.

Vermutlich haben Sie aber keinen Sinn für das Individuelle, so daß diese Argumente bei Ihnen nicht verschlagen. Nichtsdestoweniger sagt man nicht einfach „Halt" zur Geschichte, indem man ihr mir nichts, dir nichts den Boden, der zu ihr gehört, unter den Füßen wegzieht. Die Gegenwart hat ihre Fragen, die in der Zukunft gelöst, oder neu formuliert sein wollen. Sollte es sich zeigen, daß innerhalb der theologischen Fakultät die ihr gestellten Fragen nicht mehr gelöst werden können, so wird sie sich von innen heraus auflösen, ohne daß man dazu einen Scharfrichter braucht. Es ist begreiflich, daß Sie ungeduldig werden, denn die Krisis dauert schon seit zweihundert Jahren; aber trösten Sie sich, es ist noch nicht aller Tage Abend geworden. Jedenfalls ist von geringem Belang, ob heute, wo wir aus der Anarchie der Werte heraus wieder nach einer festen Weltanschauung tasten, eine theologische Fakultät mithilft, oder ob sie schon abgeschafft ist; besser ist, daß jeder mit dem Ernst der Geschichte entgegentritt, den er ihr gegenüber aufbringt, dann werden die alten und unmöglichen Methoden und Antworten schon ersetzt werden, und jene wird von selber verschwinden, ich glaube es wenigstens. Es scheint aber gar nicht so unsinnig, daß im Kampf um eine religiöse Weltanschauung, sofern es das überhaupt geben kann, eine solche Fakultät besteht; natürlich wegen der Methode wäre sie nicht notwendig.

Vielleicht aber wollen Sie selber nur im Relativen herumtaumeln. In diesem Fall ist bei Ihnen etwas nicht in Ord-

nung, und ich rate Ihnen sehr, vor Ihrer Tür mal nachzusehen. Was die Privatsache anbelangt, so können Sie die wieder einstecken, die ist Mumpitz. Was ist das für ein Maßstab für die Unberechenbarkeit des Lebens? Paßt wie eine Faust aufs Auge. Natürlich bleibt die Möglichkeit der Abschaffung bestehen, sei es aus den hier angeführten oder aus andern Gründen. (Man höre etwa die von der Großkirche als Häretiker Verurteilten.) Vorläufig ist es aber nicht an der Zeit. Sollte uns jedoch dereinst, was man nie wissen kann, Privatsache als oberste Maxime für die Beurteilung der Dinge gelten, so würden wir Ihnen gerne eine Freude machen und die Fakultät in einen Klub für Gottlose oder ähnliche Humoristen umwandeln.

Bis dahin empfehlen wir uns. **Neck**, theol.

URTEIL UND WENDE
ODER
ÜBERSETZUNG EINER KOMMUNISTISCHEN FORDERUNG

Krisis ist zum Schlagwort des modernen Akademikers geworden. „Wo man nicht mehr weiter kommt," da ist Krise. Krisis heißt auf deutsch aber „Urteil", das ist eine in der Tiefe vollzogene Teilung; es ist das Wort, das entscheiden im besten, gründlichsten Sinne bedeutet. Dies zur Einleitung.

Daß aber diese Einleitung nicht zum Ausschmücken da ist, sagt das folgende Wort: „Wende". Ein Urteil bedeutet eine Wendung im Lauf des Prozesses. Vor und nach dem Urteil sieht eine Sache nicht gleich aus. Im Leben des Angeklagten, des Verurteilten ist eine Änderung eingetreten. Ich wünsche mir nichts anderes in diesem Unternehmen, als im Leben des hier Angeklagten eine Änderung zu ermöglichen. Ich kann und will nicht verurteilen, aber daß geurteilt werde, ist not.

Wer ist der Angeklagte? Ich bin's, aber du auch, und mit uns die gesamte akademische „Gemeinschaft". Ich gebrauche dieses Ausdrucks nicht als eines antiquierten idealistischen Gebetswortes; wenn die Krisis, von der so viel gepredigt und politisiert wird, überhaupt ist, so ist sie eine Gemeinschafts-

krisis und nicht eine höchstens ästhetische Betrachtung des einzelnen. Diese Gemeinschaft aber wird nicht anders als eine urgeteilte ihre Wende erleben. — Am Ende des letzten Semesters wollte ich mein Studium abbrechen, weil ich es mit Kompromissen allzu reichlich gesegnet fand. Die marxistischen Forderungen in der Juli-Nummer des „Zürcher Student" trugen nicht wenig dazu bei, daß ich Akademiker blieb. Ich spannte meine Erwartungen, erregte und bewegte Akademiker zu finden, an. Es ist aber — zu allem andern hinzu — auch eine Vorsichtsmaßregel gegen meine eigenen Voraussetzungen, warum ich diesen Artikel nicht Beantwortung, sondern „Übersetzung" einer marxistischen Forderung nenne. Ich will „die Abschaffung der theologischen Fakultät" — als „Aussicht der ecclesia depopulata und als Hoffnung" — nach zwei Seiten hin kommentieren. Zuerst erlaube ich mir, den Kommilitonen-Kommunisten zu einer sachgemäßern Formulierung ihrer Forderung zu verhelfen, indem ich zugleich auf die großen Scharen der feigen Hilfstruppen, die hinter ihnen stehen, aufmerksam mache; dann werde ich denselben Moskauer Freunden sagen, daß der von ihnen gewollte Zustand bereits ungewollt und meistens unbewußt schon überschritten ist und jene „verderbliche" Religion durch eine „abgeschaffte" theologische Fakultät gar nicht getroffen ist.

Erstens: Die Religion ist schon seit zu langer Zeit als Privatsache auf dem Markt, als daß ein mit „Privatsache" begründeter Aufruf heute noch wirkte. Eben dieser Umstand aber, daß sie wie geistige Ware gewertet und mit ihr gefeilscht wird, daß sie als Sache — private oder öffentliche — ausgegeben wird, hat vielen religiösen Gemeinschaften Wege geöffnet, und hat manche (Kirchliche und Unkirchliche) veranlaßt, für das Gegenteil zu leben und zu zeugen. (Mir liegt jedoch daran, daß keiner glaube, ich bringe diese Entdeckung als Neuigkeit; ich möchte damit nur sagen, daß die „Privatsache" keine Erfindung ist, die die Gemüter stark erschüttern wird.) Das Gemeinschaftsbestreben ist religiöser Wert. Dieses Bestreben aber ist unter den modernen Akademikern wiederlebendig, ein Zeichen, daß die äußerste Abfär-

bung des Relativismus vergeht. Warum das so ist, wird nicht im „Zürcher Student" bewiesen sein müssen.

Zweitens: Warum ich den Marxisten doch zu ihrer Forderung rate — weil sie im Interesse ungezählter Akademiker reden. Ich möchte den Wunsch der ehrlichen Atheisten gern auch in den schweigenden Mund jener religionslosen „Masse" von Akademikern gelegt wissen, die den „alten oder veralteten" Gott einzig aus Trägheit „begraben" hat, weil so viele Philosophen „bewiesen" haben, daß es viel leichter ist, ohne den Christengott sein Leben zu fristen, weil der von den „verhaßten" Juden ererbte Gott ein lästiger ist und einen im schnellen Fortkommen hindert. Warum haben nicht alle jene weisen Akademiker schon längst ihre „antichristliche" Stimme erhoben wider die „unnötigen Kanzelredner" und die „veraltete Institution" der Kirche — die Leute mit der eigenen Religion, der eigenen Weltanschauung, der eigenen Lebens- und Kunstauffassung, dem eigenen Hausaltar für den unveräußerlichen Gott? — Waren es nicht meistens die liebe Verwandtschaft oder die gutkirchlichen Ahnen oder die durch Eingr[illegible] in die Tradition der Familie geschädigte Entwicklung der [illegible] äußern bürgerlichen Laufbahn, zu deren Ablauf der Kompromiß mit den kirchlichen „Formalitäten" nötig ist? . . . Welch mutiger Atheismus! So erscheint mir als die nächste Konsequenz diese: die marxistische Forderung nach Abschaffung der theologischen Fakultät wird von den entkirchlichten Akademikern gestützt — aber wie? Geben sie es zu? Ich glaube nicht . . . Sie kommen meistens aus einem von der Politik auf die Kirche und damit aufs gesamte Christentum übertragenen Freisinn, der sie sowohl den Marxismus in jeder Form wie auch eine sozial gestimmte Religion und Kirche verwerfen läßt, denn die freisinnige Demokratie denkt nicht sozial; ein Kirchlicher aber ist durch das Wort „Kirche" eo ipso sozial gestimmt. Die entchristlichten Akademiker wollen nicht hinter einer kommunistischen Forderung stehen, aber sie tun es doch und grinsen im Stillen: „Was machen sie jetzt, die im obersten Stockwerk der Universität? Bekommen sie Herzklopfen? Geben sie der alma mater den Abschied?" Sie freuen sich ob der Hilflosigkeit der Angegriffenen. Sie erwarten nichts von der Kirche

und ihren Repräsentanten, den theologischen Lehrern und Schülern. Das Christentum hat ausgedient. Früher oder später wird man's offiziell bekannt geben. Vielleicht haben die Moskauer ihm jetzt den verdienten Todesstoß gegeben! Man erwartet nichts anderes.

Drittens will ich den Kommilitonen — zu deutsch: Mitstreitern — Moskauern direkt antworten, nämlich: daß ihre Forderung ganz unnütz, vielmehr das Geforderte schon Tatsache ist. Dies ist extrem gesprochen, aber was hilft heute anderes als der Sprung in die Extreme, wenn man der ungefährlichen Mittelmäßigkeit entflieht? Zudem sagen die Extreme die Wahrheit wahrheitsgetreuer, so daß ich nicht fehlgehe in der Behauptung, die Kirche s e i n i c h t m e h r. Die Marxisten fordern die Abschaffung der theologischen Fakultät doch nicht, weil der eine oder andere Professor für Gottesgelehrsamkeit ihnen nicht paßt, sondern weil sie glauben, mit der Fakultät die Kirche zu treffen. Aber die protestantische Kirche ist schon gestern eine Größe gewesen, deren Umrisse verschwommen und verwischt sind und verdunkelt durch die rauchenden und zündenden Geschosse, die von außen und von i n n e n ihrem infizierten Leibe immer mehr zugeführt werden. Heute ist sie dies auch, aber sie ist noch schlimmer daran: ein zitterndes dunstiges Wirrsal, aus dem hie und da der entsetzte Schrei eines Leben Suchenden auftönt, um bald niedergestoßen und untergraben zu werden. Die theologische Fakultät jedoch ist Wissenschaft und hat mit dem Leben nichts und mit dem Christentum und seiner Kirche sehr wenig zu tun. (Ich rede gewiß und absichtlich nur von der protestantischen Kirche, n i e von der katholischen; wenn auch vieles von den äußern Zuständen der römischen Kirche auch gilt, so wird Rom vor Moskau nicht zittern.) Im theologischen Studium wird natürlich immer von der Kirche geredet, „aber was das ist", weiß man nicht und ist etwas ganz anderes als eine „theologische Frage". Es gibt aber viele Protestanten, die von der Wissenschaft ihrer theologischen Fakultät viel erwarten, weil sie diese für eine Wissenschaft der Wahrheit halten, weil es „so etwas" aber nicht gibt und „Wahrheit" etwas „vollkommen Undefinierbares" ist, trotzdem die Wissenschaft der Wahrheit

wegen da ist, — weil niemals von der theologischen Fakultät „lebendige Wissenschaft der Wahrheit" ausströmt und also die theologische Wissenschaft dem Volke nützte und kirchenbildend wirkte — einfach: weil die Erwartung, die das Kirchenvolk von der Fakultät hat, Täuschung ist, gibt es kein wesentliches Band zwischen Theologie und Kirche, und somit wird diese von einem Schlag wider die Theologie nicht getroffen. Aber wer wird denn überhaupt getroffen? Wenn die Kirche nicht mehr ist, wird nichts getroffen — wenn nicht doch die theologische Fakultät das eigentliche Objekt sein soll, was ich nicht glauben kann. Nur wenn sie eigentlich Repräsentant der Kirche ist, ist sie dieses Verfahrens wert.

Und dennoch: Durch diese Forderung wird getroffen. Nicht nur die Theologen, die sich durch „das große Lästermaul der Kommunisten" gar nicht arg aufregen werden, aber etwas, das einmal Kirche war. Es ist eben so, daß die kirchliche Tradition und die Erinnerung an frühere Jahrhunderte, wo man kirchlich war, sich heute als Kirche ausgeben. Sie sind nicht Kirche, aber sie werden doch als solche betrachtet, weil wir die Erscheinung ansehen. Das Phänomen — die Fata morgana der Kirche lebt. Es gibt aber nur Fata morgana von Seiendem. Und wenn es auch die Projektion in den Himmel der Zeit ist und wir von der zeitlichen Ebene aus die Erscheinung aus der Vergangenheit betrachten, so sehen wir etwas. Man sieht es in Zürich und in Moskau. Und in Moskau klagen sie es an und führen gegen die Erscheinung Krieg. Und wir sehen diese Anklage, weil wir die Erscheinung wahrnehmen und sie uns weh tut. Uns alle trifft die Geschichte der Kirche.

Darum ist jeder Akademiker der Angeklagte. Gewiß sind es noch mehr als nur alle Akademiker. Aber die Akademiker sind es besonders, weil sie, solange sie etwas von Gemeinschaft und Krise reden und an irgend etwas von diesem Geredeten glauben, in hohem Maße verantwortlich sind für jene Menge Qualität, die wir der Wahrheit opfern.

Wir alle sind von Erscheinungen Getäuschte. Wir sahen nicht, daß das angeklagte Bild der Kirche, dem wir nicht entrinnen können, Geschichte ist und also in gewissem Sinne Vergangenheit. Wir sind aber von dieser Fata morgana getroffen

wie solche, die auf sie gehofft haben. Es sind viele von ihr getroffen, die nicht auf sie gehofft haben, die diese Hoffnung als eine Totsünde wider den Fortschritt verwerfen. Getroffen werden wir aber von etwas, das Gegenwartsanspruch hat. Die Kirche muß diesen haben, und hätte sie ihn nicht, so würde nicht gegen sie verfahren, denn wir loben heute nicht die französische Revolution von 1789, sondern die Gegenwärtigkeit, soweit sie von der französischen Revolution beansprucht ist.

Jeder Akademiker ist ein Stück Erscheinung dieser Kirche, die in diesem Sinne absolut nicht Vergangenheit ist, um ein nichtrelatives Wort zu sagen. Die Forderungen des Marxismus sind ein zeitliches Purgatorium. Der Bolschewismus muß ein Löser von Relationen werden. Daß man heute von einer Kirche redet, ist eine Folge des Relativismus. Ihm ist alles verfallen. Der ihm am stärksten verfallen war, wird zum ersten Arzt wider ihn. In der theologischen Fakultät herrscht die Relativität wie in den Hörsälen Einsteins. —

Wer getroffen ist von der Erscheinung der Kirche, aber sie nicht flieht ob dieses Anspruches und sie sein läßt, wer unter diesem Getroffensein leidet und sich beansprucht weiß von der an die Kirche visierten Anklage, der tritt ins Treffen. Die Entscheidung zwischen Hoffen und Anklagen trifft ihn. Entweder wird er frei von der Erscheinung und schafft an ihrer Gegenwart, oder er bleibt gebunden an die Fata morgana und hat die Hoffnung verloren. — Damit ist aber das Urteil gesagt. Das Leben steht vor der Wende. Es gibt einen „goldenen Mittelweg" und dieser ist ein abscheulicher Sumpf, und ihrer sind viele, die darin wandeln. Viele unter ihnen sind Theologen, andere sind sonstwie unfreie Freisinnige. Der Gegenwartsanspruch der Kirche fordert. Sie ist eine Ecclesia militans. Sie anerkennt den Strauß um ihren Erdbesitz. Das Purgatorium bedurfte der entschiedenen Gottlosen, die geholfen haben, nicht nur, daß ich persönlich Akademiker geblieben bin, sondern, ein Kriterium herbeizuführen, daran das Urteil lebendig wird und nicht, ein Schlagwort, verrostet. Die Angeklagte dankt ihren Henkern. Diese sind aber nicht mehr Henker, die etwas Entschiedenes rasch zu beendigen haben, sondern sind

Gegner geworden, mit dem der Angeklagte ringt um die Entscheidung.

Daß es ein Urteil ist im akademischen Leben, heißt: es gibt schon längst keine gemeinsame akademische Bewegung mehr. Es gibt nur Spaltungen, Teile, derer sich alle bewußt sind. Es gibt eine einzige Bewegung aber, an der alle teilhaben. Es ist die Forderung der Gegenwart und die Hingabe an sie. Getroffen sind alle von der Gegenwart. Diese aber ist geladen von unsichtbaren Gewittern, die voller Unheimlichkeit sind. Der moderne Akademiker ist nirgends zuhause. Er spürt nur die Unheimlichkeit um sich herum. Es gibt Gewitter, die zu schlagen beginnen. Überall dort, wo es schlägt, ist ein Urteil im Gang. Hier handelt es sich um einen Sturm über alle, der urteilen wird.

Und die Wende? Es wird nicht mehr möglich sein, Akademiker darzustellen ohne zu wissen, wo die Geschichte Geschichte wird und wo sie nur Vergangenheit ist. Es wird solche geben, die im modernen Chaos die zentralste Geschichte finden, es wird solche geben, die die Geschichte nur aus der Vergangenheit erkennen — diejenigen aber, die erfahren und erleben, daß heute Geschichte wird, weil gegen die Geschichte protestiert wird und weil die Gegenwart sich gegen die Gegenwart erhebt, werden Kommilitonen sein müssen. Sie werden keine Privatsache haben und ihre Kirche „Gegenwart" wird das, was die Theologie sein sollte, beim wahren Namen benennen, und ihre Kraft wird Leben sein und Wahrheit über alles Menschliche und alles Akademische, Wahrheit über die Forderung der Gottlosen, die auch getroffen sind und die im Innersten das ursprünglichst Menschliche besitzen, den Sinn der alten Legende, die vom Heimweh Luzifers erzählt . . .

Aug. Mettler, stud. theol.

NEUE FRÖMMIGKEIT

Die Redaktion glaubt, dem Wunsche des Komm. Mettler, auch einmal eine „antichristliche" Stimme im „Zürcher Student" zu vernehmen, am besten dadurch entsprechen zu können, daß sie den nachstehenden Artikel veröffentlicht, den sie bisher im Interesse des religiösen Friedens immer wieder zurückgewiesen hatte. Das will nun aber keineswegs heißen, daß

sich die Redaktion irgendwie mit dem Verfasser, [illegible]enbar kein Freund des christlich-morgenländischen Ideenkreises ist, [illegible]re.

Wir Jungen leben in einer Wende religiöser Empfindung. Dieser Umschwung ist scharf, denn er heißt: Rechtsum kehrt! Und er ist stolz, denn nach jahrtausendlangem Hinabsinken setzt er jäh zu einem kühnen Aufschwung an. Nach einem jahrhundertlangen Religionsbetrieb, der an krankhafter Niedertracht, Oberflächlichkeit und ungöttlichstem Materialismus die Grenzen des Möglichen erreicht hat — daher gegenteilige Behauptungen und Heucheleien —, suchen wir wieder zu uns und unserm Schicksal und auf diesem Wege zur Gottheit zu gelangen.

Dieser Weg ist schwer, aber es gibt keinen außer ihm. Alle andern Pfade sind Sackgassen, an deren Ende der Zusammenbruch grinst: Schluß, Verlotterung oder Moralkrampf. Unsere Väter, die ihre kulturfähige Persönlichkeit unter eine hergelaufene, minderwertige Religion beugten — verrieten —, sind uns keine Vorbilder mehr. Heute liegen uns unsere Urväter, die noch zu abendländischen Kulturkreisen gehörten, wieder unendlich näher. Auf sie sind wir stolz, aber auf die religiösen Schandtaten, die nach ihnen und vor uns verbrochen wurden, speien wir. Daß unsere heidnischen Urväter von der Überzahl derer, die nie alle werden, bekehrender Weise erschlagen wurden, bringt heute unser Blut zum Kochen. Denn sie waren die letzten Männer des Abendlandes. Nachher kamen die Memmen, die jeden Blödsinn und jedes Verbrechen schluckten, wenn es mit einem Kreuze gestempelt war. Es gab auch Ausnahmen — für wen hätte man sonst die Scheiterhaufen benötigt?

Zum Glück gelang es dem wieder auferstehenden Geist der Antike, diesen Mordbuben den Dolch und bald auch die Macht aus den Händen zu schlagen. Seit rund 300 Jahren ist es nicht mehr möglich, die selbständig Denkenden niederzumachen. Heute haben wir uns — nach Aufhören dieser negativen Zuchtwahl — von der mittelalterlichen Dummheit und Dumpfheit erholt und kommen an Persönlichkeitswert und Schicksalsverbundenheit unsern prächtigen heidnischen Vorfahren wieder nahe, fühlen uns ihnen bluts- und wahlverwandt.

Daher der große Erfolg nordischer Bücher. Freilich, die damaligen Religionen können wir nicht mehr zu den unsrigen

machen, obschon wir vor ihren Mythen tiefste Ehrfurcht empfinden. Darum geht es sich auch gar nicht. Es geht darum, ob wir imstande seien, aus unserm neuen, wieder abendländischem Empfinden und Wachstum heraus auch eine junge, uns jetzt gemäße und in unserm ganzen Umfange beglückende Religion zu schaffen. Eine Religion aber, die nicht in scheinheiliger, intellekt-betörender Moral gipfelt, sondern in schicksaltiefen, lebensheiligen Mythen. Eine solche Religionsschöpfung kann man natürlich nicht machen. Wir müssen warten, bis ein Abendländer kommt, der vermöge eigener Größe, gepaart mit göttlicher Gunst, dazu auserwählt ist.

Wir Junge suchen Gott nicht in alterstoten fremden Schriften. Unser Weg führt über unser eigenes lebendiges Herz, denn die ewigen Feuer in uns kennen Ihn. Wir ahnen einen Gott Schöpfer, der uns als wesensverwandt achtet und unser Schicksal ehrt, einen jungen, strahlenden Gott, der uns selbständig von Leben zu Tod und wieder Leben schreiten und reifen läßt. Einen Gott, den unser Singen, Schaffen und Reigentanzen freut, und dem Beten und Knierutschen ekelhaft sind.

Einen Gott, der die eine Hand dem Manne, die andere dem Weibe reicht. Denn wir Junge fühlen, daß das Weib uns in seiner Art ebenbürtig ist. Von einem Buche, drin steht: „Das Weib sei dem Manne untertan", wissen wir, daß es keine göttliche Schrift ist, sondern Not und Verirrung unter die Menschheit säen will. Wir wollen Herr und Herrin sein, das ist abendländisch. Nicht mindere Sklavin und verhaßter Pascha, sonst verrotten wir von Geschlecht zu Geschlecht, wie bisher.

Wir wissen, daß Gott mit reiner Hand geschaffen hat und daß es am Menschenleibe, den er erdacht, keine unfeinen Teile gibt — wie fremde Schriften lehren, um Geilheit zu züchten. Wir fühlen, daß ein von Jugend an in abendländischem Wesen aufgewachsener Mensch einen nackten Leib wie eine schöne Blume, wie einen herrlichen Wohlklang empfindet und darin mit dem Schöpfer zusammenstimmt.

Wir Junge ahnen in der Geschlechterliebe den Beweis, daß Mann und Weib eine Einheit sind, die durch die Schöpfung nicht getrennt wurde. Darum sehen wir im Minnemahl, wenn es in höchster Liebe geschenkt wird, eine Weihe, die adelt

und zum Lichte führt; denn dieses Mahl ist nicht nur ein Schöpfungsakt, sondern ein Ausdruck der Sehnsucht nach der verlorenen und künftigen göttlichen Einheit von Mann und Weib. Und wir werfen nicht einmal Steine auf jene, die das Minnemahl ohne Liebe genießen, denn wir wissen, daß der Sinn der Schöpfung das vielmalige Erleben der verschiedenen Leidens-Wonne-Stufen ist, aus denen wir reifer und tiefer denn je vorher emporsteigen werden zu einem neuen Gottum. Das Minnemahl ohne Liebe zu genießen, das aber ist für die ewige Seele das Schwerste und bitterste Weh. Von allem dem sagen die fremden Schriften nichts, denn sie stehen tief unter uns Abendländern.

Wir Junge spüren, daß unser ewiges Ich ein reines göttliches Wesen ist, das groß und wahr den Weg seines Schicksals und Werdens geht und auch in seiner tiefsten Not von Gott unermeßlich geliebt und verstanden wird, und das zu hoch und heilig ist, als daß es jemand vor ein Gericht ziehen dürfte. Darum stellen es die fremden Schriften als sündig und fehlerhaft hin, denn jene Bücher sind irr und wollen uns den Weg zu Gott und allem Lichte verschütten.

Und wir spüren auch, daß unser Leib von Natur aus gutartig ist und leicht für das ewige Ich zu begeistern, wenn man ihm mit Güte und Achtung begegnet. Kann man doch wilde Tiere durch Güte zu harmlosen und willigen Geschöpfen erziehen. Und kann man nicht das frömmste Pferd durch schlechte Behandlung verderben — um wie viel empfindlicher muß die Peitsche einen menschlichen Leib treffen. Aber die fremden Schriften brüten Schlimmes, darum verleumden sie den Leib in niederträchtiger Weise.

Noch etwas ist uns jungen Abendländern offenbar. Daß es die schöpferischen Menschen, vorab die großen Künstler sind, die der Gottheit am nächsten stehen. Darum haben sie immer, hauptsächlich die großen Dichter, den fremden Schriften gegenüber eine selbständige Haltung eingenommen. Jetzt warten wir wieder auf einen Solchen, daß er unsere höchsten Hoffnungen erfülle. Wir lechzen nach einem hohen Religions- und Mythenkreis, darin wir wieder im Einklang mit Gott und Welt und Schicksal atmen, wandeln und wirken können. Aber nur ein

Großer, Schöpferischer, kann uns diese ersehnten Gärten bauen.

Solches drängt in uns Jungen, die wir die Mythen unserer Urväter ehren und den Glauben unserer Väter verachten. Denn eine Religion, die so grauenhaft in Gottes Menschenbrust gewütet hat, Gebirge von Leichen türmte, Ströme von Blut vergoß, um zur Macht zu gelangen, und heute zynisch mit dem Geist der Gewaltlosigkeit protzt, eine solche Religion ist uns in alle Ewigkeit ein unerträglicher Greuel. Zwischen ihr und uns raucht das Blut erschlagener Urväter aus der Erde unserer Heimat. Auch beurteilen wir eine Religion nicht nach den scheinheiligen Sprüchen, mit denen sie ködert. Nein, wir beurteilen sie nach den Menschen, die in ihrem Kreise aufwachsen. Bitte gehen Sie auf die Straße, in ihre Anstalten, wohin Sie wollen; betrachten Sie diese Menschen, und dann sehen Sie, was ihre Religion wert ist!

Wir jungen Abendländer wollen höhere Werte.

Th. Blatter.

DIE RELIGION DES ZUKUNFTSMENSCHEN

Wohl noch nie in der Geschichte des Menschengeschlechtes wurde der Begriff Religion so leidenschaftlich angegriffen, so fanatisch hochgehalten und zum Werte aller Werte gestempelt, wie heute. Bei jedem erbitterten Kampfe, wo von keiner Seite ein Nachgeben zu erwarten ist, wird mit Überzeugung und unerschütterlichem Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Sache gekämpft. So auch in den modernen Religionsstreitigkeiten. Mit Feuer und Schwert wird zwar nicht mehr operiert, seit in fast allen zivilisierten Staaten das Prinzip der freien Religionsausübung sich einen Platz in den Verfassungen gesichert hat, dafür ist die Hitze auf dem geistigen Schlachtfeld fast noch größer geworden. Heute geht es auch nicht mehr, wie in den historischen Religionskriegen um einen Teil, um irgend eine theologische Auslegung eines Bibelspruches, um die Äußerlichkeit, dessen Anwendung im religiösen Leben, sondern um Berechtigung oder Nichtberechtigung der Religion und ihrer

dominierenden Formen überhaupt. Die wachsende Erkenntnis des Menschen in allen Gebieten der exakten Wissenschaften, die geschichtlichen Feststellungen der Anfänge der einzelnen religiösen Strömungen und die Bereinigungen der Grundlagen derselben, die analytische Zergliederung der Stellung des Menschen zur Umwelt und zum All haben im „kleinen Gott der Welt", um mit Goethe zu sprechen, einen solchen Freiheitsdrang erweckt, daß er um jeden Preis aller mystischen Fesseln los sein möchte, die ihm von irgend einer Erziehung oder einer Familien- oder Volkstradition her noch anhaften.

Daher der übermächtige Schrei: Religion ist Menschenwerk, Religion ist Betrug, Selbsttäuschung, Verblendung, Verbrechen selbst am denkenden und strebenden Menschen. Das können wir in Tausenden von Büchern und in Hunderten von Tageszeitungen mehr oder weniger offen lesen, können es von der Rednerbühne und vom Katheder herab hören, kurz, der „Unglaube" nimmt mit Riesenschritten in den Ländern überhand, deren kirchturmgeschmückte Städte und Dörfer jedem Nichtkenner der Verhältnisse e i n beredtes Zeugnis für die gepredigte Religion zu sein scheinen. Doch nirgends trügt der Schein so, wie hier. Die Kirchen gehören zu einem Großteil vergangenen Epochen an, sie sind die stummen Monumente vergangener Zeiten, die ebenso wenig wiederkehren wie die klassischen Heldenzeitalter. Ein kunstverständiger Sinn der heutigen Menschheit erweist den ehrwürdigen Bauwerken die Ehre, die ihnen als Meisterwerken der Art gebührt, ohne sich im übrigen noch viel um ihre einstige Bestimmung oder die Art ihrer heutigen Benützung zu bekümmern. Die vielen neuen Kirchen in Stadt und Land sind nichts anderes, als der Ausdruck des Wetteifers von Nachkommen, die ihren Vorfahren nicht nachstehen wollten, aber doch mit jedem neuen Bauwerk der Art, das sie errichten, zugestehen, daß sie den Alten nicht mehr gewachsen sind. Woher das? — Heute baut der Baumeister eine Kirche, um sich einen Ruf und seinem Bankkonto eine Vergrößerung des Kredites zu verschaffen. Wenn er mit seinem Projekte siegreich aus dem Wettstreit hervorgeht, will das nicht sagen, daß er um der Kunst willen oder zur Ehre Gottes etwas Ausgezeichnetes geschaffen habe, sondern nur,

daß es ihm gelungen sei, technisch und architektonisch seine Kollegen zu übertrumpfen. Mit Meisterschaft hat aber eine solche Art von Überlegenheit noch herzlich wenig zu tun. Die Meister des Mittelalters, deren Namen zu einem schönen Teil der Vergessenheit anheimgefallen sind, hingegen schufen aus einem innern Drang heraus, jenem mystischen Drang, der nicht nur sie allein, sondern die ganze Volksseele erfaßt hatte. „Alles zur Ehre Gottes" war die Devise des damaligen Christentums. Was geschaffen wurde, war nur der Ausfluß aus übervollen Seelen, die zum Herrn im Himmel drängten.

Dieser Geist ist dahingeschwunden wie jener der römischen Glanzzeit, wie jener der Renaissance und jener der Freiheitsstürme des vorigen Jahrhunderts. Dahin! Und mit ihm ist die alte Religion, eine Religion der Inbrunst, der Hoffnung und des gläubigen Vertrauens ins Grab gefahren. Was an ihre Stelle getreten ist, ist nichts anderes als ein Skelett, ein mächtiges Gebäude meinetwegen, mit Stützen und Pfeilern, aber leer und dumpf wie eine Grabeshöhle in seinem Innern. Mag das Flämmlein der alten Liebe und Begeisterung auch noch in einzelnen verkannten Seelen fortflackern, auf den Gang des Volkslebens und das Empfinden der Massen hat das keinen Einfluß mehr. Es bewahrheitet sich, was vor nahezu hundert Jahren der große Portugiese Almeida-Garrett ausgesprochen hat: „Früher wurden Kirchen und Tempel gebaut, weil man glaubte und betete, heute baut man Gotteshäuser, damit man glaube und bete." Mit diesen Worten läßt sich der ganze Unterschied zwischen einst und jetzt erklären. Und dieser besteht in einem tiefen Abgrunde, den die Triebkräfte der alten Religionen nicht mehr zu überbrücken vermögen.

Greifen wir einmal eine der mächtigsten kirchlichen Organisationen der Welt, die römisch-katholische Kirche heraus. Sie rühmt sich, gegen dreihundert Millionen Anhänger zu besitzen. Das mag noch seine Richtigkeit haben, sobald man aber für das Wort „Anhänger" das ihm inhaltlich in früheren Zeiten wohl gleichkommende „Bekenner" setzt, stimmt die pompöse Rechnung nicht mehr. Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich behaupte, daß unter diesen Millionen von registrierten Katholiken nicht mehr als 25% es mit der Erfüllung ihrer religiösen

Verpflichtungen ernst nehmen. Und von diesen 25% sind vielleicht wiederum 25% Menschen, die den Geist des Christentums, der Religion des Heils in sich bewahrt haben, den Gedanken zu veredeln und zu vertiefen bestrebt sind. Es möge mir einer kommen und das Gegenteil behaupten, so werde ich ihm beweisen, daß er irrt und er wird mir zugeben müssen, wie einst der um das Schicksal Sodoms besorgte Erzvater, daß der Christen weniger sind, als er in seiner Gutgläubigkeit angenommen hätte.

Wird das Christentum nicht einer neuen Blüte entgegengehen? Wird es außerhalb starrer Dogmen das bieten können, wonach die Herzen lechzen: Trost in diesem Leben und sichere Hoffnung auf ein besseres Fortleben nach dem Tode? Das Aufschießen neuer Religionsgemeinschaften wie leichtwachsender Pilze könnte es vermuten lassen. — Ich aber beantworte beide Fragen mit einem überzeugten „Nein", und die Zeit wird mir recht geben. Die Ursprünglichkeit des Christentums ist verloren gegangen, weil es mit andern Zeiten lebte, für die es geboren war. Über deren Grab hinaus hat es seine Bedeutung für die Menschheit verloren. Neue Gemeinschaften unter dem Banner des Nazareners beweisen nur die grenzenlose Zerfahrenheit und die Erkenntnis, daß es mit dieser Religion nicht mehr so weiter gehen könne; es ist die Angst der Überlebenden eines Wrackes, die die Klippen immer näher sehen, auf die ihr Gefährt lostreibt.

Was aber wird auf das Christentum folgen? Wer wird sein Erbe antreten? Wird eine neue Religion besser, wahrer, beständiger, trostvoller sein? — Folgen wird dem Christentum nach allen Anzeichen eine Richtung, die ihm diametral entgegengesetzt verläuft: eine Zeit der Aufklärung und der Verneinung reiner Glaubensbegriffe, das Antichristentum, wenn wir es so nennen dürfen, das seinem Vorgänger die Existenzberechtigung genau so aberkennen wird, wie einst die spanische Inquisition den Andersgläubigen.

Ernst Mahler.

VORTRAGSAUSSCHUSS

Wandlungen und Versuche in den Vortragsveranstaltungen

E. F. Der Vortragsausschuß der Studentenschaft der Universität hat in mehreren und zum Teil stürmischen Sitzungen beschlossen, für das kommende Wintersemester grundsätzliche Änderungen in der Art der Vortragsveranstaltungen durchzuführen. Die bisherigen Vorträge waren weder nach inhaltlichen, selten sprachlichen, noch andern einheitlichen Gesichtspunkten ausgewählt worden. Die unternehmungslustigen Mitglieder der Kommission wollen diesem Zustande ein Ende bereiten, indem sie in ihrem Amt eine geistige Aufgabe sehen, welche die Interessen der Studentenschaft und einer künftigen Generation in den Vordergrund stellt, und sie mit bestem Willen und kraftvoller Überzeugung zu erfüllen strebt. Der Vortragsausschuß beabsichtigt daher, statt Einzelvorträgen Vortragszyklen zu veranstalten, die einem gegenwärtig starken Interesse entsprechen und deren jeder ein bestimmtes und notwendiges Aussehen trägt. Die Vortragsfolgen sollen zugleich dem Referenten den geistigen Rahmen und die Voraussetzungen natürlicher Empfänglichkeit des studentischen, und darüber hinaus jedes gebildeten Zuhörers sichern. Wir hoffen, daß durch die verschiedenartigen und eigentümlichen Vorträge um ein gemeinsames Thema, die das Persönliche des Vortragenden deutlich zum Ausdruck bringen, Vertiefung und Synthese entstehen. — Die Auswahl des Referenten ist übrigens so getroffen, daß sie über die Zyklen hinaus Interesse finden werden.

Als Themen der Zyklen wurden gewählt:

1. Kultur und Technik.

(Sinn und Wert der Technik in der Kultur.)

Diese Vortragsgruppe möchte auf dem Wege einer kritischen Auseinandersetzung des Verhältnisses der Technik zur Kultur auf eine organische Einordnung technischer Schöpfungen in das Weltbild einer (humanistischen) Kultur ausgehen und damit die heute beinahe wichtigste, und bisher nur sehr unzureichend gelöste Frage, die stets zu größern Schwierigkei-

ten Anlaß gibt, fruchtbar und praktisch zu gestalten versuchen. Dieses Thema scheint uns nicht nur ein vitales Interesse für den Techniker, sondern für jeden Gebildeten, der sich mit den starken Impulsen unserer Zeit auseinandersetzt, und für den die Entwicklung nicht nur Zufall bedeutet, zu besitzen. Wir glauben, das Umsichgreifen des Industrialismus werde unaufhaltsam; ein jeder Widerstand, der die Ablehnung der Technik bezweckt, kann zwar eine heroische Haltung bedeuten, ist aber für eine junge Generation, die wirken soll und will, unfruchtbar. Die richtige Erkenntnis dieser Frage muß daher in erster Linie den Akademiker angehen, der später die Verantwortung und Leitung über weite Schichten des Volkes übernimmt. Um dieses Problem möglichst tief und kritisch zu lösen, sind als Referenten ein Künstler, ein Philosoph, ein Wirtschaftler und ein Ingenieur ausgewählt worden. Ihre Namen können bei der Niederschrift dieser Mitteilung (Ende September) noch nicht genannt werden, jedoch ist es gelungen, die dafür berufensten und über diesen Zyklus hinaus anziehendsten Persönlichkeiten zu gewinnen. Der Zyklus wird gemeinsam mit dem Verband der Studierenden an der E.T.H. durchgeführt.

2. Gegenwärtige Philosophie.

(Anschauungen und Aufgaben der modernen Metaphysik.)

Dieser Zyklus versucht, durch Auswahl der bedeutendsten Philosophen der Gegenwart und der wichtigsten Arbeitsgebiete einen Überblick über aktuelle metaphysische Probleme in ihrem Zusammenhange zu geben. Eine vollständige Erreichung dieses Zieles wird nicht möglich sein, doch werden die Lücken kaum schaden. Der Zyklus wird wahrscheinlich gemeinsam mit der philosophischen Gesellschaft in Zürich veranstaltet.

Der Zyklus „Kultur und Technik" wird noch dieses Jahr sich abrollen. Die Vortragsfolge „Gegenwärtige Philosophie" soll die Monate Januar und Februar nächsten Jahres ausfüllen. — Zwei weitere politische Zyklen, der eine mit dem Thema „Die Stellung des Individuums im modernen Staat", der die Klärung grundsätzlicher Fragen der möglichen Staatsformen und das Verhältnis der Bürger zur Gesamtheit zum Ziel hat und der

andere: „Mitteleuropäische Zeitfragen" stehen für das Sommersemester in Aussicht, sofern die Vortragsfolgen Anklang finden. Die beiden letztern Vortragsreihen, die dem zunehmenden politischen Interesse der Zürcher Studentenschaft entgegenkommen möchten, mußten aus organisatorischen Gründen für dieses Semester fallen gelassen werden.

Ein interner, festlicher Zyklus in der ersten Dezemberwoche, der im Zeichen der Besinnung und der Gemeinschaft der Akademiker steht, ist im Rahmen einer Universitätswoche vorgesehen. In ihr soll die Einheit der Universitas und des Akademikers gegenüber den Fachdisziplinen zur Sprache kommen. Herr Rektor Köhler wird die Freundlichkeit haben, diesen Zyklus einzuleiten. Vertreter aller Fakultäten der hiesigen Universität haben sich in entgegenkommender Weise bereit gefunden, zur Studentenschaft zu sprechen. Die nächste Nummer des „Zürcher Studenten" wird auf diesen Anlaß noch besonders eingehen.

Anläßlich des 300. Todestages von Kepler ist eine Gedenkfeier vorgesehen.

Gegen Schluß des Semesters wird literarischen Neigungen noch durch die Einladung je eines deutschen und französischen Schriftstellers entsprochen werden können.

Die Veranstaltung der Zyklen ist als Versuch gedacht. Der Erfolg wird die Ausgestaltung weitgehend beeinflussen. Diese Mitteilung gilt als allgemeine Orientierung, und kann in einzelnen Punkten noch Änderungen und Einschränkungen erfahren.

Die Leitung des Vortragsausschusses wird in den Händen von Herrn stud. phil. Georg Thürer liegen; weitere Mitglieder der Kommission sind: Fräulein A. Schwarzenbach, Herr E. Fröhlich und Herr N. Gürke.

EINE FERIENDISPUTATION

zwischen vier Streithähnen aus dem Mitarbeiterstall des „Zürcher Student", niedergeschrieben von ihnen selber.

I.

Das große Zittern!

Durch die Studentenschaft geht ein großes Zittern. Viele haben Angst vor? Bitte, nicht bezogene Furcht, sondern anerzogene Angst an sich, die immer da ist und je nach Laune ein Objekt sucht. Nicht körperliche Furcht, sondern geistige. Das eigene Leben aufs Spiel setzen, mieche manchem wenig Mühe; aber betreffs Examen, Gesellschaft und Karriere sind sie zu jeder Unterwürfigkeit bereit — auch wenn sie insgeheim völlig andere Anschauungen bekennen. Aber offen dazu stehen, Autorität hin oder her, heraus mit seiner Meinung! — grundgütiger Ojemine — davor ringen sie Hände und Füße. Lieber tausend erfundene Empfindlichkeiten in ohnmächtiger Wut bauchrutschen. Kühne, unkonventionelle Artikel in den „Zürcher Student" schreiben — mit allen S.B.B.-Lokomotiven brächte man diese Duckmäuser nicht dazu. Schon die supponierte Angst vor den möglichen Folgen macht sie schlottern. Hat aber irgend ein moderner Drachentöter in seiner furchtlosen Primitivität so einen kecken Artikel bis in die „Zürcher Studenten"-Spalten hineinmanövriert — wegen dem „Großen Zittern" Maßgebender eine Kunst für sich — dann huschen diese Erziehungsprodukte lawinenhaft herbei und beglückwünschen den (totgeweihten) Drachentöter — aber nur unter vier Augen —: sie gehen völlig mit ihm einig, die angegriffenen Zustände seien wirklich lächerlich und schändlich, der X. und der Y. seien tatsächlich große . . ., na also!

Und nachher zittern sie wieder weiter, zum Beispiel vor dem Miljöh.

Luzi Fer.

II.

Der Schlips.

Haarsträubend! Kerle wie Luzi Fer schreiben in den „Zürcher Student". Man darf doch nicht öffentlich so auflüpfisch

sein, sonst werden sie andernorts in Sachen akademischer Privilegien, Subventionen, Heimen und Sportplätzen harzig. Wirtschaftliches geht aber vor, Geistiges gehört als Privatsache auf den Nachttisch, protesteln soll man beim Bier; denn unser Miljöh wünscht die Studenten offiziell lammfromm, lendenlahmfromm. Also spiele man diese Rolle — unser Blatt diskutiere nie mehr Fragen von Gewicht. Denn jede Stellungnahme betupft irgendwen: Zerbanner, Hensynode, Aëliten, Tanti-Militaristen, Na-Zion-alisten, oder gar durchlauchtigste Parteien. Damit aber schadet man sich, denn diese Herrschaften frequentieren die Behörden.

Also diskutiere man künftig nur noch Belang- und Geistloses, und Erwachsen-Zürich wird die Wohlerzogenheit seiner akademischen Jugend senil und freigebig beschmunzeln. Voll Gewißheit, der kompakten Majorität anzugehören, werfe ich daher als Schulbeispiel künftigen Diskussionsniveaus folgende Schlipsfrage in den Streit: „Die Studenten tragen fürderhin Schlipse in ihren Fakultätsfarben." Ich erwarte Meinungsäußerungen zu diesem sanften Thema. Sollte jedoch der Selbstbinder etwelche zimperliche Komplexarsenale auch noch bemühen, weil er sich bis in die Nabelgegend erstreckt, so wäre ich geneigt, auf schriftliches Gesuch hin, diese Fakultätsfarbenfrage in die Socken zu verlegen.

Im Namen vieler, ergebenst

Idiotokles Bünggeli.

III.

Götz„man".

Jakob Burckhardt, ck-dt, pflegte zu sagen: „z'Basel regiert dr Gott me". (Me machts ase; me tuet das nit; me saits andersch.)

Aber auch an der Universität Zürich wütet Götz„man" seuchenartig. Sämtliche akademischen Verfügungen sind Kinderverslein gegenüber dem ungeschriebenen aber gefürchteten Kodex des Götzen„man". Nebensächlichkeiten beiseite, spreche ich nur darüber, daß viele ihren (und anderer) Glauben, Gesinnung, Bekennermut, Gedankenfreiheit, Aufrichtigkeit, kurz

jeden überfinanziellen Wert diesem Götzen„man" offiziell aufopfern, um seiner Protektion teilhaftig zu werden:

Du hast recht, aber man darf nicht. Ganz Ihrer Meinung, aber man soll schweigen. Haarig! aber man muß es dulden. Ihr Artikel ist ausgezeichnet und wertvoll, aber man kann ihn unmöglich bringen, man würde Krach schlagen. Man muß sich ducken, sonst fliegt man. Man muß Überempfindlichkeiten schonen, sonst wird man unmöglich.

Auch an der Universität tut man so und fürchtet „man". Offiziell gilt der „man"-Kodex. Aber wenn man meint, die Studentenschaft denke wie man spricht, und glaube was man schreibt, ist man auf dem Holzweg. Aber weil man es einmal so wünscht und zwängt, serviert man (Nom.) man (dat.) eben „man"-Kasperli, damit man sich an unsrer offiziellen Problemlosigkeit beschläfere. Inoffiziell aber denkt, spricht und entwickelt sich die Studentenschaft völlig anders als man meint.

Zweck dieser Zeilen ist, ein „man"-Götzenbild anzuregen in Gestalt eines im Vestibül aufzustellenden Pappe-Schafes, das alle nichtakademischen „man" beruhigend daran „mant", daß man (nom.) man (acc.) immer noch ehrt.

manfred manöggel.

IV.

Vogel Strauß.

Idiotokles Bünggeli hat recht. Wenn unser Philister-Miljöh vertäubt Krach schlägt, so wir Probleme wälzen, und sich sträubt zu erfahren, was wir denken und empfinden; sollen wir dieser Vogel-Strauß-Politik scherzweise entgegenkommen und ihnen von vornherein Sand in die Augen streuen, so daß sie erlauchte Häupter nicht extra darein stecken und Staub aufwirbeln müssen — wie jeweils, wenn wir Schwergewicht diskutieren (z. B. Polygamie).

Führen wir den „Zürcher Student" im Turnus: Im einen Monat käuflich, im andern streng vertraulich (nur für Dozenten und Studenten) im käuflichen streuen wir Sand, im vertraulichen Pfeffer.

Sotane Sandkiste jedoch nur mit wirklichen Ellenwaren und Gängälerie zu füllen, geht kaum — aber wir sollten darin

nur außerakademischen „man"-Anhängern genehme Dinge schreiben. So erhalten weise Sträuße das gewünschte belanglose Studentenbild auch aus unsrer Feder bestätigt; und sie können die ihnen von uns auf Wunsch über uns gelieferte geistige Gängälerie wie sanfte Malzzucker schlucken.

Ja, wir besprechen Krisen und Probleme in beiden Nummern, aber verschieden: In der vertraulichen aufrichtig und wahrheitsuchend, in der „Volksausgabe" (auch für die reifere Jugend) in verseifender, zopfiger Götz-„man"-„man-ier".

Wären Verräter relegierbar, würde uns bald keine Bannerfluchschleuder mehr wegen ethisch hochstehender und daher ehrlicher Diskussionen ansynöden und israirritieren.

Geistig selbständige, Götz-„man"-feindliche Philister erhalten auch die vertrauliche Nummer, so Dozent oder Student für sie moralische Bürgschaft übernimmt. Marabu academicus.

AUSTRIA

III. Sorte, Austria-Khedive, Memphis

OFFIZIELLE MITTEILUNGEN.

EIDGEN. TECHN. HOCHSCHULE.

In den Monaten Juli und August haben an der Eidg. Technischen Hochschule folgende Herren den Doktortitel erworben:

a) der technischen Wissenschaften.

Berger, Karl, dipl. Elektroingenieur aus Salez-Sennwald (St. Gallen), Dissertation: Über den Verlauf der von Gewittern auf zwei Mittelspannungsleitungen erzeugten elektrischen Spannungen nach Beobachtungen im Sommer 1928;

Forbat, Elemer, dipl. Ing.-Chemiker aus Pécs (Ungarn), Dissertation: Untersuchungen über Bixin, den Farbstoff von Bixa Orellana L.;

Wieland, Werner, dipl. Ing.-Chemiker aus Arosa (Graubünden), Dissertation: Ein Beitrag zur Kenntnis der Kieselsäure.

Lattmann, Werner, dipl. Ingenieur-Chemiker aus Nürensdorf (Zürich), Dissertation: Konstitution und Reaktionsweise der Arylzyklohexanolone (Untersuchungen über synthetische Möglichkeiten in der Morphinreihe) und

Stüssi, Fritz, dipl. Ingenieur aus Glarus und Wädenswil (Zürich), Dissertation: Sicherheit statisch unbestimmter Fachwerke bei Veränderung einzelner Stabquerschnitte, Anwendung auf die Verstärkung von Fachwerkträgern;

b) Der Naturwissenschaften.

Walder, Heinrich, dipl. Fachlehrer in Naturwissenschaften aus Grüningen (Zürich) und St. Gallen, Dissertation: Beitrag zur Kenntnis der Indolfarbstoffe;

Winterhalter, Robert U., dipl. Fachlehrer in Naturwissenschaften aus Lichtensteig (St. Gallen), Dissertation: Zur Petrographie und Geologie des östlichen Gotthardmassivs.

Wick, August, dipl. Fachlehrer in Naturwissenschaften aus Niederbüren (St. Gallen), Dissertation: Farbstoffe der Cyaninreihe aus orthosubstituierten Chinaldinen und

Wieser, Erwin, Eidg. dipl. Lebensmittelchemiker aus Zürich, Dissertation: Beiträge zur Metzgerei- und Fleischhygiene in der Schweiz.

Die Eidgenössische Technische Hochschule hat nachfolgenden, in alphabetischer Reihenfolge aufgeführten Studierenden auf Grund der abgelegten Prüfungen das Diplom erteilt:

Als Architekt.

Andres, Hans, von Bargen (Bern).
Brechbühler, Hans, von Huttwil (Bern).
Brunoni, Bruno, von Intragna (Tessin).
Chapatte, Maxime, von Le Noirmont (Bern).
Distel, Walter, von Hamburg (Deutschland).
Ferri, Silvia, von Lamone (Tessin).
Fierz, Walter, von Zürich und Männedorf.
Giacometti, Bruno, von Stampa (Graubünden).
Grange, Bernard, von Genf.
Hanhart, Ulrike, von Zürich.
Horlacher, Karl, von Umiken (Aargau).
Landolt, Robert, von Unterhallau (Schaffhausen).
Loup, Robert, von Rougemont (Waadt).
Petitpierre, Hugo, von Murten (Freiburg).
Rupp, Erich, von Signau (Bern).
Schindler, Werner, von Röthenbach (Bern).
Schnezler, Otto, von Schaffhausen.
Schürch, Hans, von Sursee (Luzern).
Tallone, Raffaello, von Bellinzona (Tessin).
von Tobel, Max, von Bern.
Winkler, Hermann, von Ober-Embrach (Zürich).
Witmer, Hans, von Langendorf (Solothurn).
von Zeerleder, Albert, von Bern.
Ziegeler, Robert, von Bloemendal (Holland).

Als Bauingenieur.

Björn-Petersen, Aage, von Kopenhagen (Dänemark).
El Kirdany, Mohamed-Elhany, von Kairo (Aegypten).
Langheim, Aladar, von Trieste (Italien).
El Motasem, Mohamed, von Kairo (Aegypten).
Vriesendorp, David, von Dordrecht (Holland).

Als Maschineningenieur.

Alexopoulos, Cäsar Dem., von Patras (Griechenland).
Anselmi, Carl, von Basel.
Bacher, Paul, von Budapest (Ungarn).
Benes, Zoltán, von Budapest (Ungarn).
Berthoud. Philippe, von Neuenburg.
Binder, Ulrich, von Zürich.
Bungescu, Georg, von Retevoesti-Muscel (Rumänien).
De Tomasi, Giulio, von Mailand (Italien).
Farner, Willi, von Oberstammheim (Zürich).
Filipovic-Nikac, Milenko J., von Bosanski-Samac (Jugoslavien).
Fröhlich, Franklin, von Brugg (Aargau).
Graf, Walter, von Wien (Oesterreich).
Jenny, Max, von Stäfa (Zürich) und Schwanden (Glarus).
Imberg, Julius, von Berlin-Dahlem (Deutschland).
Jörg, Martin, von Ems (Graubünden).
Meyer, Ernst, von Basel.
Moessinger, Albert, von Genf.
Nicolay, Adolphe, von Esch s/Alzette (Luxemburg).
Olim, Josef, von Riga (Lettland).
Oyens, Coenrad W. A., von Hilversum (Holland).
Sandmeier, Hans, von Seengen (Aargau).
Snidvongs na Ayudhya, Udom, von Bangkok (Siam).
de Saugy, Jacques, von Genf.
v. Schedlin-Czarlinski, Zygmunt, von Inowroclaw (Polen).
Schiper, Oscar, von Rzeszow (Polen).
Siegerist, Walter, von Schaffhausen.
Szalkai, Georg, von Budapest (Ungarn).
Vogt, Kurt, von Menziken (Aargau).
Wanner, Karl, von Zürich.
Züllig, Alfonso, von Romanshorn (Thurgau).

Als Elektroingenieur.

Aeschimann, Charles, von Lützelflüh (Bern).
Amrein, Werner, von Gunzwil (Luzern).
Berlin, Nils Olof, von Stockholm (Schweden).
Bitterli, Erwin, von Wisen (Solothurn).
Bloch, Willy, von Zürich.
Borner, Adolf, von Rickenbach (Solothurn).
Dick, Max, von Wengi (Bern).
Dreyfus, Jean, von Basel.
Druey, Walter, von Faoug (Waadt).
Erdély, Georg, von Budapest (Ungarn).
Fodor, Ervin, von Budapest (Ungarn).
Galavics, Franz, von Sopronlövö (Ungarn).
Germond, Albert, von Genf.
Giacobino, Jacques, von Genf.
Hager, Oskar, von Adelboden (Bern).
Oplatka, Georg, von Sarvar (Ungarn).
Pankow, Georg, von Berlin-Willmersdorf (Deutschland).
Salquin, Werner, von Chézard-St. Martin (Neuenburg).
Stahl, Reynold, von Cologny (Genf).
Steiger, Ulrich, von Flawil (St. Gallen).
Stiefel, Karl, von Zürich.
Stutz, Walter, von Sarmenstorf (Aargau).

Suhner, Gottlieb, von Urnäsch (Appenzell A.-Rh.).
Sziklai, Paul, von Budapest (Ungarn).
Tenchio, Alberto, von Verdabbio (Graubünden).
Waldvogel, Paul, von Genf.
Wanner, Maurice, von Etzelkofen (Bern).
Wartmann, Karl, von Altikon und Bauma (Zürich).
Weiß, Bruno, von Nürensdorf (Zürich).
Zuber, Otto, von Wil (St. Gallen).

Als Ingenieur-Agronom.

Auf der Maur, Hans Ulrich, von Schwyz.
Bossart, Anton, von Oberbüren (St. Gallen).
Bovet, Alfred Paul, von Fleurier und Neuenburg.
Brückner, Wolfgang, von Jena (Deutschland).
Daepp, Werner, von Oppligen (Bern).
Knüsel, Pater Anselm, von Gisikon (Luzern).
Matthey, Charles, von Borex und Reverolle (Waadt).
Michaud, Joseph, von Bagnes (Wallis).
Pirnkofer, Oskar, von Zirndorf (Deutschland).
de Rham, Bernard, von Giez (Waadt).
Ritter, Paul, von Uster (Zürich).
von Rütte, Rudolf, von Bern.
Stocker, Otto, von Neudorf (Luzern).

Mit Ausbildung in molkereitechnischer Richtung:

Barrientos, Leopoldo, von San Julian (Salvador)
Geer, Gian, von Zuoz (Graubünden)
Lauterburg, Erik, von Bern
Züger, Karl, von Altendorf (Schwyz)

Als Fachlehrer in Mathematik und Physik.

Karam, Ahmed, von Kairo (Aegypten).
Schmidli, Salomon, von Rafz (Zürich).

Todesfälle.

Fischer, Hermann, von Guttannen (Bern), Abtg. III, 1. Kurs, gestorben 17. August 1930.
Caprez, Ernst, von Fetan (Graubünden), Abtg. IV, 3. Kurs, gestorben 25. August 1930.

Der Sekretär des Rektorats der Eidg. Technischen Hochschule:
W. Bachmann.

SEMESTERBERICHT DES VERBANDES DER STUDIERENDEN AN DER E.T.H.

Liebe Kommilitonen!

Es ist unmöglich, im Rahmen der an unserer Hochschule üblichen Semesterberichte dem Außenstehenden ein Bild vom Umfange und der Mannigfaltigkeit unserer Verbandsarbeit zu geben. Wir müssen uns deshalb darauf beschränken, die wesentlichsten Ereignisse des verflossenen Semesters herauszugreifen und sie in vielfach etwas unzusammenhängender Folge zu skizzieren suchen. Die Vorgeschichte verschiedener wichtiger, im letzten Semester endgültig zur völligen Abklärung gelangter Fragen ist sehr komplex und reicht teilweise ins Jahr 1929 zurück; wir müssen deshalb an dieser Stelle auf eine eingehende Begründung der bezüglichen Beschlüsse des Delegierten-Konvents verzichten, können aber mit gutem Gewissen ver-

sichern, daß sämtliche an uns herantretende Fragen allgemeinstudentischer Natur von Vorstand und Delegierten-Konvent eingehend überprüft und nach bestem Wissen und Können gelöst werden.

Um die allgemeine Lage der Geschäfte des letzten Semesters zu charakterisieren, kann etwa gesagt werden, daß sich der Aufgabenkreis im wesentlichen aus zwei Gruppen rekrutierte: Der Verabschiedung der aus dem Wintersemester übernommenen Fragen einerseits und der umfassenden Vorbereitung der zu Beginn des nächsten Semesters stattfindenden Anlässe, sowie der im Laufe des kommenden Semesters zu leistenden legislativen Arbeit andererseits. Um das Wichtigste vorwegzunehmen, wollen wir vorerst einen Blick in die nächste Zukunft tun:

Wenige Wochen nach dem Semesterbeginn wird das Studentenheim an der Eidgenössischen Technischen Hochschule eröffnet werden. Vor drei Jahren, anläßlich des ersten E.T.H.-Festes, wurde die Genossenschaft Studentenheim an der E.T.H. feierlich gegründet und die ersten Kapitalzeichnungen vorgenommen. Während der verflossenen drei Jahre ist es der Genossenschaft dank der umsichtigen und unermüdlichen Arbeit ihres Präsidenten gelungen, sämtliche nicht unerheblichen Schwierigkeiten verschiedenster Art aus dem Wege zu räumen und vor allem die bedeutenden, zum Bau und Betrieb notwendigen Geldmittel zu beschaffen. Es wird sich an anderer Stelle Gelegenheit bieten, all denen unseren herzlichsten Dank auszusprechen, deren Arbeit und Opferwille es ermöglicht hat, in Zeiten schwerer wirtschaftlicher Not eine Summe von mehr als Fr. 600,000 zum größten Teil à fonds perdu zusammenzubringen. — Im neunköpfigen Vorstand der Genossenschaft hat unser Verband einen Vertreter; der Betrieb im Studentenheim selbst wird durch einen dem Vorstand unterstellten Ausschuß geleitet, dieser ist zurzeit des Druckes dieses Berichtes noch nicht definitiv konstituiert, dürfte jedoch 7 Mitglieder umfassen, wovon mindestens zwei Vertreter unseres Verbandes sind. Näheres über Fragen des Studentenheimes wird seinerzeit im „Zürcher Student" veröffentlicht werden.

Die Generalversammlung des Verbandes Schweizerischer Studentenschaften beschloß am 1. Dezember 1929 in Fribourg, zur Sicherstellung der Finanzierung der vom selben Verbande seit Jahren erfolgreich durchgeführten Arbeitskolonien die einzelnen Sektionen mit einem Franken je Semester und Studierenden zu belasten. Dieser Beschluß wurde vom D.-C. unseres Verbandes in seiner Sitzung vom 30. Mai 1930 einstimmig ratifiziert und den Fachschulversammlungen zur Abstimmung vorgelegt. Sämtliche Fachschulversammlungen (mit Ausnahme derjenigen der ersten Abteilung, deren Einberufung seitens des Fachvereinspräsidenten erfolglos blieb) haben sich denn auch fast ausnahmslos einstimmig für die Annahme der Vorlage ausgesprochen. Die Eidgen. Technische Hochschule ist damit die zweite schweizerische Hochschule, die ab Wintersemester 1930/31 den genannten Beitrag zu Handen des Amtes für Arbeitskolonien des V.S.S. einzieht.

Auf Anregung des Dresdener Weltstudentenwerkes nahm der V.S.S. Ende Juni 1930 die Durchführung einer Finanzaktion zugunsten des dringendst notwendigen Baues eines Studentenheims in Sofia an die Hand. Der schweizerische Anteil an dem vom Weltstudentenwerk den Bulgaren vorläufig in Aussicht gestellten 15,000 Dollars beträgt 2,000 Dollars, die von einem zu diesem Zwecke gegründeten Aktionskomitee gesammelt werden.

Wenn ich in diesem Zusammenhange gerade die Angelegenheiten des V.S.S., das heißt der gesamtschweizerischen Studentenschaft zu Ende bringen darf, so muß vor allem gesagt werden, daß die sehr umfangreiche Arbeit der einzelnen Ämter des V.S.S. oft einer etwas erhöhten Aufmerksamkeit seitens unserer Kommilitonen würdig wäre; ich erinnere etwa an

die vom Auslandsamt offerierten Reisen, an das glänzende „Handbook of Student's Travel" und „The Intelligent Student's Guide". — Sicher interessieren dürfte auch der Stand der Angelegenheit des Schweizerhauses in der Cité Universitaire de Paris. Nach jahrelangem Sammeln sind die nötigen Gelder zusammengebracht worden: Fr. 350,000 sind in der Schweiz aufgebracht worden, Fr. 100,000 steuert der Bund bei und Fr. 200,000 (französische) sammelte die Schweizergemeinde von Paris, so daß die notwendige halbe Million nun nach vieler Mühe beisammen ist. Präsident des am 28. Juni 1930 in Zürich gegründeten Kuratoriums ist Prof. Dr. Fueter; es beschloß aus finanziellen Rücksichten, den früher ins Auge gefaßten Bau-Wettbewerb fallen zu lassen und Le Corbusier (Mr. Jeanneret) unverbindlich mit der Ausarbeitung eines Projektes zu betrauen.

Endlich verdienen die vom Sportamt des V.S.S. am 28. und 29. Juni in Basel durchgeführten Schweizerischen Hochschulmeisterschaften einen kurzen Hinweis. Es ist zu hoffen, daß sich der schweizerische Hochschulsport weiterhin in so erfreulicher Weise entwickelt wie bis anhin. Der in wenigen Jahren Wirklichkeit werdende Sportplatz der Universität Zürich wird auch diesem Zweig studentischen Lebens in unserer Hochschulstadt neuen Impuls geben.

Hie und da bekamen wir auch immer willkommenen Besuch aus dem Ausland. Am 13. April Kommilitonen von der Technischen Hochschule Wien, Anfang Juni von der Königlichen Technischen Hochschule zu Stockholm, im Juli von Warschau und im August von Hannover.

Seit mehr als 20 Jahren stand unser Verband mit der Schweizerischen Lebensversicherungs- und Rentenanstalt in einem Vergünstigungs-Vertragsverhältnis. Gestützt auf den Bundesratsbeschluß vom 23. Mai 1930 sah sich die oben genannte Anstalt gezwungen, den zwischen ihr und unserem Verbande am 8. März (10. April) 1920 samt Nachtrag vom 2. Dezember 1925 abgeschlossenen Vertrag auf den 1. Februar 1931 zu kündigen. Wir machen auf unsere diesbezüglichen offiziellen Mitteilungen im „Zürcher Student" aufmerksam. Wir stehen gegenwärtig mit der genannten Anstalt in Unterhandlung zwecks Erneuerung der vertraglichen Beziehungen und werden Ihnen seinerzeit die Resultate zur Kenntnis bringen.

Der Vorstand und der Delegierten-Konvent hatten sich in einer Reihe von Sitzungen mit einer prinzipiellen innern Angelegenheit zu befassen, die mit der Frage der Repräsentation unseres Verbandes an offiziellen Anlässen zusammenhängt. Der Korporationen-Verband von Zürich trat erstmals im Dezember 1929 an uns mit dem Ersuchen um Anerkennung an der E.T.H., er verstand darunter die Übernahme gewisser repräsentativer Funktionen, die ihm mit einem noch festzusetzenden Jahresbeitrag vergütet worden wären. Nach reiflicher Überlegung der ganzen Frage entschied der D.C. dahin, daß auf ein Eintreten in ein vertragliches Verhältnis mit dem C.V. verzichtet werden soll. Ich sehe von einer Begründung dieses wohlbedachten Beschlusses ab, da eine solche, wenn sie nicht äußerst lücken- und mangelhaft sein wollte, den Rahmen eines Semesterberichtes weit überschreiten würde.

Am 19. Mai 1930 veranstaltete der Verband gemeinsam mit der Studendenschaft der Universität im Auditorium maximum der E.T.H. einen in jeder Beziehung sehr gut gelungenen Vortrag von Hrn. Geheimrat Prof. Dr. Max Planck von der Universität Berlin, der in ausverkauftem Saale über „Prinzipien der Wärmelehre" sprach. — Am 24. Juni sprach in der Tonhalle Herr Bundesrat Pilet-Golaz über „Autorité et démocratie"; die Fahnen der Fachvereine und des Verbandes gaben dem herzlichen Empfange ein studentisches Gepräge.

Der 3. Juli vereinigte die Professoren der IX. Abteilung und den Dele-

gierten-Konvent zu einem Abschiedsbankett im Hotel St. Gotthard zu Ehren des scheidenden Prof. Dr. Weyl. Der gut verlaufene Abend wird allen Teilnehmern in bleibender Erinnerung haften.

Wie froh wären wir, nur Rücktritte beklagen zu müssen; leider haben wir aber auch die schmerzliche Pflicht, an dieser Stelle der im letzten Semester erfolgten Hinschiede unter Dozenten und Kommilitonen zu gedenken; von jenen verließen uns die Herren Prof. Dr. Konrad Keller (23. März 1930) und Prof. Dr. Giuseppe Pizzo (10. April 1930), allzufrüh vom Tode ereilt wurden unsere Kommilitonen Fritz Grunder, stud. rer. nat. (14. Juli 1930), Herm. Fischer, stud. ing. (17. August 1930) und Ernst Caprez, stud. chem. (25. August 1930). Ehre ihrem Andenken!

Unsere Unterstützungskasse hatte auch im letzten Semester wieder Gelegenheit, bedürftigen Kommilitonen zu helfen. Es sind an Stipendien Fr. 600.—, an Darlehen Fr. 300.— ausbezahlt worden. Unser Vermögen belief sich am 30. Juni 1930 auf total Fr. 62,199.07 gegenüber Fr. 58,527.25 im Vorjahre, was einer Vermögenszunahme von Fr. 3,671.82 entspricht. An diesem Betrage partizipiert die D.-C. Kasse mit Fr. 14,210.97 (1929: Fr. 13,928.65), die Unterstützungskasse mit Fr. 47,988.10 (1929: Fr. 44,598.60). — Wir treffen hie und da Auffassungen der Art: „Der Verband wisse nicht, wohin mit dem Gelde" etc.; solche Äußerungen beruhen auf grober Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse, denn wir werden uns in nächster Zeit veranlaßt sehen, bei Erneuerung der Verträge verschiedene Abstriche an Kommissionsbeiträgen vorzunehmen, um das Budgetgleichgewicht aufrecht zu erhalten. Im übrigen kann die Finanzgebarung des verflossenen Rechnungsjahres als durchaus gesunde bezeichnet werden.

Unter den vielen Erscheinungen des studentischen Lebens scheint uns vor allem eine der kurzen Erwähnung würdig zu sein; es ist die Gründung des Internationalen Akademikerklubs Zürich. Die Initiative dazu ging vom V.S.S. aus und wir können uns freuen, daß dieser gute Gedanke bei unsern ausländischen Kommilitonen so herzliche Aufnahme gefunden hat. Wir wünschen unsererseits dem Klub, der sich die schöne Aufgabe der Annäherung von Ausländern und Schweizern gestellt hat, weiter ein gutes Gedeihen.

Last not least gehört es zu den angenehmsten meiner Pflichten, an dieser Stelle meinen zahlreichen Ratgebern und Mitarbeitern für ihre wertvolle Unterstützung zu danken. Zu ersteren möchte ich mir vor allem unsern hochverehrten Herrn Rektor und den unermüdlich um unser Wohl besorgten Herrn Schulratspräsidenten zu zählen gestatten und ihnen dafür meinen Dank mit der Bitte abstatten, uns ihr hohes Vertrauen auch im kommenden Semester in unvermindertem Maße zu schenken. — Aber auch allen D.-C. Delegierten, den zahlreichen Kommissionsmitgliedern und vor allem meinen beiden Kollegen im engern Vorstand, den Herren Svensson und Hirsbrunner, gilt mein bester Dank.

Die Arbeit im und für den Verband der Studierenden an der Eidgenössischen Technischen Hochschule wird zur schönen und erfolgreichen Arbeit dann, wenn man des Vertrauens eines Großteils der aktiven Studierenden gewiß ist! Dieses Vertrauen zu erringen und zu erhalten war und ist mein erstes Bestreben.

Der Präsident: MAX EISENRING, stud. math.

UNIVERSITÄT ZÜRICH.

An der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät haben promoviert:

a) Zum Doktor beider Rechte: Herr Joseph Ungricht, von Richterswil (Dissertation: Das Recht der Verlobten. Eine Darstellung des geltenden französischen, deutschen und schweizerischen Rechtes);

b) zum Doktor der Volkswirtschaft: Herr August Zollikofer, von St. Gallen (Dissertation: Die sozialpolitischen Einrichtungen der schweizerischen Bundesbahnen); Herr Ernst Kull, von Othmarsingen, Aargau (Dissertation: Die sozialreformerische Arbeiterbewegung in der Schweiz. Die römisch-katholische, die evangelisch-soziale und die liberal-nationale Arbeiterbewegung).

An der medizinischen Fakultät hat promoviert: Herr Georges Bider, von Langenbruck, Baselland (Dissertation: Rindenverkalkung der Niere im Kleinkindesalter, klinisch unter dem Bilde der Nephrose verlaufend. Ein Beitrag zur Frage der Kalknephrose).

An der medizinischen Fakultät hat zum Doktor der Zahnheilkunde promoviert: Herr Carl Welti, von Zürich (Dissertation: Die Herzwirkungen der Digitalis Lutea).

An der philosophischen Fakultät I haben promoviert: Fräul. Georgette Boner, von Chur (Dissertation: Arthur Schnitzlers Frauengestalten); Fräulein Dora Brauchlin, von Wigoltingen, Thurgau (Dissertation: Das Motiv des „Ennui" bei Stendhal).

An der philosophischen Fakultät II: Herr Carl Friedländer, von Zürich (Dissertation: Erzvorkommnisse des Bündner Oberlandes und ihre Begleitgesteine); Herr Georg Heberlein, von Wattwil (Dissertation: Studien über die Veresterungsvorgänge an Baumwolle).

An der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät haben promoviert:

a) Zum Doktor beider Rechte: Herr Paul Neumann von St. Gallen (Dissertation: Grenzen der Zeugnispflicht im Strafprozeß); Herr Erich Neidhardt von Zürich (Dissertation: Das Einsichtsrecht des Aktionärs); Herr Max Meyer von Zürich (Dissertation: Das Progressivsystem im schweizerischen Strafvollzug); Herr Leo Schmid von Baar, Kanton Zug (Dissertation: Unterschriftenwesen im schweizerischen Privatrecht); Herr Heinrich Hitz von Horgen (Dissertation: Steuersubstitution); Herr Hans Tschopp von Basel (Dissertation: Der Rekurs als Rechtsmittel der zürcherischen Zivilrechtspflege, dargestellt in seiner Entwicklung von der Regenerationsgesetzgebung des Jahres 1831 bis zur Zivilprozeßordnung vom 13. April 1913); Herr Jakob Mettler von Wattwil, St. Gallen (Dissertation: Die Bestellung und Abberufung von Liquidatoren der Kollektiv- und Kommanditgesellschaft, sowie der Aktiengesellschaft nach geltendem schweiz. Obligationenrecht und in Berücksichtigung der Entwürfe); Herr Walter Bühler von Hemberg, St. Gallen (Dissertation: Die zivilrechtliche Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs in der Praxis des schweizerischen Bundesgerichts. Eine rechtsvergleichende Studie über ihre Entwicklung und ihren heutigen Stand); Herr Karl von Tobel von Meilen (Dissertation: Die Vorteilsanrechnung im schweizerischen Schadensersatzrecht); Herr Oskar Hirzel von Zürich (Dissertation: Das Schmiergelderunwesen und die Rechtsbehelfe der davon Beeinträchtigten nach schweizer. Recht);

b) zum Doktor der Volkswirtschaft: Herr Arthur Haendel von Belgrad (Dissertation: Die Zuckerindustrie Jugoslaviens).

An der medizinischen Fakultät haben promoviert: Herr Josef Geiser von Pfaffnau, Luzern (Dissertation: Beitrag zur Neugeborenenernährung); Herr Max Erismann von Beinwil a. S., Aargau (Dissertation: Beitrag zur Frage der Injektionsbehandlung der Varicen an Hand von 240 selbst behandelten Varicenfällen); Herr Alexander Dimtza von Zürich (Dissertation: Zur Tuberkulose der Struma; Kasuistik und Literaturübersicht); Herr Walter Moos von Zürich (Dissertation: Beitrag zur Psychodynamik des Psychopathen und zur Phänomenologie des seelischen Zusammenbruches); Frau Irene Brenk-Moszkowicz von Davos (Dissertation: Beitrag zur Frage der Lymphogranulomatose); Herr Heinrich Kilchherr von Zürich

und Ferenbalm, Bern (Dissertation: Beitrag zur Kenntnis der Niemann-Pick'schen Krankheit; sog. lipoidzellige Splenohepatomegalie); Herr Otto Müller von Malters, Luzern (Dissertation: Über Häufigkeit und Form der vorderen axialen Nahtpunktierung und der vorderen axialen Embryonalkatarakt); Herr Emil Jung von Niederhelfenswil, St. Gallen (Dissertation: Zur Frage der weiblichen Genitaltuberkulose kombiniert mit Adenomyosis); Herr Alfred Greuter von Dübendorf (Dissertation: Klinischer Beitrag zur Vergiftung durch Amanita phalloides).

An der medizinischen Fakultät haben zum Doktor der Zahnheilkunde promoviert: Herr Emanuel Hüni von Horgen (Dissertation: Der medizinische Briefwechsel zwischen Paul Usteri und Albrecht Rengger. Ein Beitrag zur Geschichte der Medizin am Ende des 18. Jahrhunderts); Herr Victor Jahn von Lenzburg (Dissertation: Über das Vorkommen von Gallensäuren in menschlichen Organen); Herr Setsuzo Okino von Tokio (Dissertation: Experimentelle Untersuchungen über die Durchlässigkeit der transparenten Zone bei der Dentinkaries am lebenden Zahn).

An der veterinär-medizinischen Fakultät haben promoviert: Herr Remigius Huser von Ennetbürgen (Dissertation: Zur Anatomie des Wildschweines (Sus scrofa L.), I. Beitrag: Literaturübersicht und Skelettsystem); Herr Karl Ammann von Ermatingen, Thurg. (Dissertation: der Augapfel des Wildschweines, II. Beitrag zur Anatomie von Sus scrofa L.).

An der philosophischen Fakultät I haben promoviert: Herr Eduard Naef von Ittenthal, Aargau (Dissertation: Karl Philipp Moritz, 1756—1793. Seine Aesthetik und ihre menschlichen und weltanschaulichen Grundlagen); Fräulein Nadia Jollos von Berlin (Dissertation: Das Werk Friedrich Huchs).

An der philosophischen Fakultät II haben promoviert: Herr Noah Lichtenstein von Kowno, Litauen (Dissertation: Zur Kenntnis des Cotoins und anderer Oxycarbonylverbindungen); Frau Lydia Grüntuch-Jacobson von Riga, Lettland (Dissertation: Ein modifizierter Curtiusscher Abbau. Der Abbau der gesättigten Fettsäuren und Benzoesäure); Fräulein Olga Nippert von Liegnitz (Dissertation: Zur Morphologie und Genese der Fossa Temporalis. Mit besonderer Berücksichtigung der lateralen Orbitalwand).

Zürich, 3. Oktober 1930. Sekretariat der Universität: F. Peter.

Todesfälle.

Am 8. August 1930 verunglückte tötlich in den Zillertaleralpen im Tirol Herr cand. phil. II Heinz Hoffmann, von Wien, seit Sommersemester 1927 an der Universität Zürich immatrikuliert.

ZENTRALSTELLE (Universität, Zimmer 2)

Öffnungszeiten: Täglich von 9—13 Uhr, sowie Dienstag und Donnerstag von 14—17 Uhr.

Bücher, Papeteriewaren, Labormäntel, Instrumente, zu Selbstkostenpreisen. Vermietung und Verkauf von Schreibmaschinen und Mikroskopen. Antiquariat.

Theaterbonsausgabe täglich von 11½—13 Uhr für den betreffenden und nachfolgenden Spieltag.

Die Zentralstelle ist die Selbsthilfeorganisation der Studentenschaft. Alles was der Student zum Studium braucht, vermittelt sie zum Selbstkostenpreis. Großer Umsatz gewährleistet billige Preise.

Kommilitonen! Wahrt Euren Vorteil und deckt Euren Bedarf durch unsere Organisation.

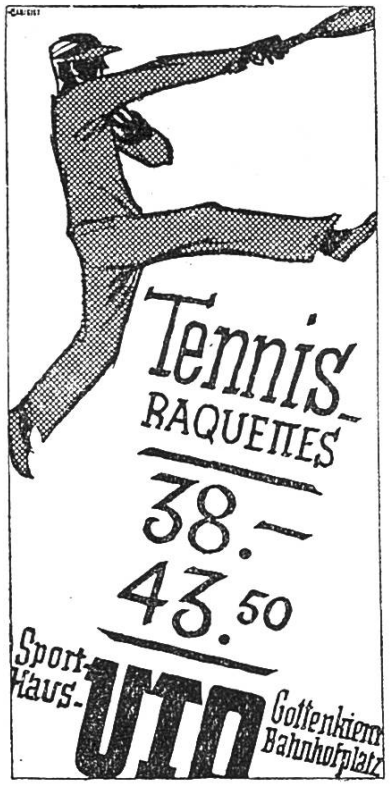
Die Zentralstellekommission.

DARLEHENSKASSE

DER STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH

Wir gewähren tüchtigen Studierenden kurz- und langfristige Darlehen zum Zwecke der Erleichterung der Durchführung und des Abschlusses ihres Studiums. — Gesuche für das W.-S. 1930/31 sind uns bis spätestens 31. Oktober 1930 schriftlich einzureichen. Dahrlehensgesuch-Formulare können bei der Geschäftsleitung schriftlich oder telephonisch bestellt werden.

Nähere Auskunft erteilt kameradschaftlich und jederzeit die Geschäftsleitung, G. Egger, Buchenstraße 12, Oerlikon, Telephon 48.934.



tel. 44861
KURSE F. KINDER U. ERWACHSENE
tanz
PRIVATUNTERRICHT JEDERZEIT
akademie a.traber
falkenstr.14.b/stadttheater

Studierende
Honorar-
Ermäßigung

Der
vornehme
Anzug

aus
dem feinen
Maßatelier
für elegante
Herren-
Garderobe

Fratelli
Ghisleni
Bahnhofstraße 61
ZÜRICH

Tel. S. 59.51

Im richtigen Momente

leistungsfähig sein, ist wichtig. Nehmen Sie 2—3 Tabletten Kola-Malton — und die damit gewonnene Selbstsicherheit wird Sie erfolgreich über die kritischen Momente der Ermüdung hinweg führen. Aber Kola-Malton muß es sein.

Die Dose mit 40 Tabletten Fr. 2.25 in Apotheken und Drogerien.

KOLA-MALTON

Buchbesprechungen.

Das öffentliche Recht der Schweiz, von Prof. Dr. Giacometti. Eine Sammlung der wichtigsten Bundesgesetze, Bundesbeschlüsse und Bundesverordnungen mit Verweisungen und Sachregister. Polygraphischer Verlag A.-G., Zürich, 1930.

Verfasser und Verleger haben mit der Herausgabe dieses Werkes nicht nur einem für sämtliche Studierenden der Rechtswissenschaft schon längst bestehenden dringenden Bedürfnis entsprochen, sie haben zugleich einem fühlbaren Mangel in der schweizerischen Rechtsliteratur abgeholfen, da bisher keine für den akademischen Gebrauch geeignete und auf moderner Höhe gehaltene Sammlung des schweizerischen öffentlichen Rechtes vorhanden war.

Was sich also der Studierende bisher aus den amtlichen Gesetzessammlungen mühsam herausklauben mußte, findet er hier endlich in einem stattlichen Bande vereinigt, der staatsrechtlichen Bedeutung nach sorgfältig gegliedert und durchaus übersichtlich zusammengestellt. Ein ausführliches Sachregister und als vollständig anzusprechende Anmerkungen und Hinweise auf einschlägige Gesetzesbestimmungen zu beinahe jedem Artikel machen den Band für das Studium und die praktische Handhabung sehr geeignet, so daß zukünftig wohl jeder schweizerische Student der Rechte das Werk dem Grundstock seiner Fachbibliothek wird einverleiben müssen, wenn er sich unsägliche und zeitraubende Mühen besonders bei der Examenvorbereitung ersparen will.

Herrn Prof. Giacometti, dem verdienten Rechtslehrer an unserer Universität, sei an dieser Stelle der Dank der angehenden Juristen ausgesprochen für seine wirklich zweckdienliche Arbeit und die damit verbundenen Mühen. Wenn wir dazu noch gleichzeitig einen Wunsch äußern dürften, so wäre es dieser: es möchte dem vorliegenden Band baldmöglichst noch ein zweiter als Ergänzungsband in dem Sinne folgen, daß darin diejenigen Gesetze und Verordnungen, die aus verschiedenen Gründen nicht dem erschienenen Bande einverleibt werden konnten, veröffentlicht würden. Dem Studierenden nämlich, der sich irgendwie für eine öffentlich-rechtliche Dissertation entscheidet, dürften gerade die weggelassenen sog. Subventionsgesetze, dann verschiedene Organisationsgesetze eidgenössischer Behörden usw., von Wichtigkeit sein. Vielleicht erleben wir inzwischen auch noch das Wunder, daß eines oder mehrere der „in Revision begriffenen" Gesetze ausnahmsweise rasch verabschiedet werden, was dann dem gewünschten zweiten Band zur Bereicherung dienen könnte.

Möge damit der „Giacometti", wie er es verdient, bei jedem schweizerischen Juristen Hausrecht erlangen.

Radiotechnik, Band VI und VII der Veröffentlichungen der Sammlung Göschen (Bd. 1010 und 1018 der allg. Sammlung) über sämtliche Gebiete der Radiotechnik. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin, Preis pro Band Mk. 1.80. — Die Bände der Sammlung Göschen können überall, so auch in der Zentralstelle der Studentenschaft der Universität bezogen werden.

In Band VI wird das Thema „Die elektrischen Wellen" behandelt und zwar von einer bekannten Autorität auf dem Gebiete der Radiotheorie, Prof. Dr. Kiebitz von der Universität Berlin. In klaren, jedem Akademiker leicht verständlichen Sätzen wird darin die Natur der geheimnisvollen Wellen besprochen, aus deren Kategorie sich die Radiowellen rekrutieren, ferner über ihre Ausstrahlung, den Empfang an den Antennen, über die Rolle, welche Erde und Atmosphäre bei der Ausbreitung spielen, und nach welchen Prinzipien die primären Empfangsvorrichtungen konstruiert sein müssen, treff-

liche Auskünfte gegeben, die besonders dem wissenschaftlich untersuchenden Radioamateur von großem Nutzen sein dürften.

Band VII, bearbeitet von Dipl. Ing. G. Jahn, Oberingenieur der Gesellschaft Telefunken in Berlin, schließt an an die allgemeinen Einführungen in die Radiotechnik und behandelt „Die Sender" nach einer Reihe allgemein wichtiger Gesichtspunkte, die bei den Anlagen zu beachten sind, um gute und wirtschaftliche Funkverbindungen zu erhalten. In die Gebiete der Funkpeilung (Luftschiffahrt!) und der drahtlosen Bildtelegraphie wird eine kurze, aber sehr interessante Einführung gegeben. In einem Anhange von modernsten Bildtafeln werden die behandelten Geräte anschaulich detailliert wiedergegeben, so daß der Leser zugleich über die konstruktive Basis der Sendeapparate bestens informiert wird.

Wir verweisen in diesem Zusammenhange auf die glänzend bearbeitete „Elektrotechnische Bibliothek" der Sammlung Göschen, enthaltend Dutzende von Bänden, die alle von führenden Autoritäten der verschiedensten elektrotechnischen Spezialzweige bearbeitet und auf der Höhe der allerneuesten Errungenschaften gehalten werden. Verzeichnisse darüber sind auch in der Zentralstelle erhältlich.

Atlantis-Länder, Völker, Reisen. Herausgeber: Dr. Martin Hürlimann. Verlag Atlantis Fretz & Wasmuth A.-G., Zürich.

Im Septemberheft von Atlantis finden wir einen geistvollen Aufsatz von Walther Petry über das Weimar der Gegenwart und Vergangenheit, mit ausgezeichneten Illustrationen. Einen hochinteressanten Einblick in die Stadt Riadh des Königs Ibn Saud und in seinen Hof gibt uns Leopold Mohammed Weiß, der in der Umgebung des Königs des Nedschd und Hedschas lebt, und somit aus intimster Kenntnis von dem Wüstenkönigreich zu berichten weiß. Eine prachtvolle Reihe seltenster Aufnahmen illustrieren auch hier den Text. Zwei bedeutende Beiträge behandeln die ehemalige jesuitische Mission in Südamerika. Dr. Charly Wunderly führt uns an den Rio Grande do Sul und Professor R. N. Wegner zeigt an Hand instruktiver Bilder, wie in der ehemaligen Ordensprovinz Peru der Jesuiten im Lande Mojos sich eine eigentümliche Mischkultur indianisch-christlicher Prägung herausgebildet hat. Reizend sind die Bilder Walter Heges von den Schattenspielen in Griechenland, deren Volkstümlichkeit bis heute der Konkurrenz des Kinos standzuhalten vermochte. Die entzückend geschnittenen Figuren sind von drastischem Humor und höchster Ausdrucksfähigkeit. Der dänische Schriftsteller Frederik Poulsen erzählt von merkwürdigen Begegnungen im ländlichen Griechenland. Von dem bedeutenden italienischen Novellisten Giovanni Verga finden wir eine packende Erzählung aus seinen Novelle Rusticane. Acht wundervoll wiedergegebene Tiefdruckbilder zeigen phantastische Zierfischformen.

„Atlantis" kann überall, auch in der Zentralstelle der Studentenschaft der Universität, bezogen werden.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

Redaktionelle Zuschriften sind an die Redaktion des „Zürcher Student", Zimmer 2, Universität, zu richten.

Redaktionschluß für das nächste Heft: 1. November 1930.

EGLISANA